

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1935**

7 (17.2.1935)



Donnerstag, 17. Februar 1935

Folge 7 / Jahrgang 1935

# Auf Posten in Schnee und Eis

Von Franz Schauweder

Da stand man in Rußland auf weit vorgeschobener Feldwache und auf einem dieser Feldwache vorgeschobenen Posten vor Gewehr.

Vor mir lag endlos flach und weit grauweiß ein erfrorener Sumpf, so grau und neblig, daß man nicht wußte, ob die Wolken so tief hingen oder der Nebel aus dem Boden dunstete. Der Horizont verschwand in Gewölft und Dämmerung eines toten und leblosen Tages, hoffnungslos und leer. Aus Eis und Nebel ragte hier und dort verdorrtes Schilfgehältn und kahles Weidengestrüpp.

Die Kälte hing steif in der Luft, und man meinte, sie förmlich leise klirren zu hören. Wenn es in dieser ascherontischen Landschaft so etwas geben sollte wie Eisen, so würden sie gewiß dicke Pelze tragen.

Rechts kollerte es von Artilleriefeuer, ein dumpfes, gärendes Geräusch wie aus kolossalen Eingeweiden, die ihre verdauende Tätigkeit aufgenommen haben. Da wurden Menschen gefressen und verdaut. Ein fahler, schwefelgelber Schein flatterte dort ab und zu hoch wie ein riesiges Tisch Tuch und extrakt im Nebel.

Ich stand ganz allein neben einem Erlengebüsch, etwa zweihundert Schritte vor der Feldwache, die hinter mir unsichtbar in einer schneeerwehten Senkung lag. Ich hatte den Manteltragen hochgeklappt, und das Gewehr lag in meinem rechten Arm bleischwer. Wenn ich mit der bloßen Hand den Lauf berührte, schnitt die Kälte bis auf den Knochen. Der Atem stand wie ein dicker Dampf in der unbewegten Luft. Ich schauerte vor Kälte und bewegte unaufhörlich die Füße in den klobigen Stiefeln.

Hinter mir lag alles in erhöhter Marmbereitschaft; denn es war mit einem Angriff der Russen über das passierbare Eis zu rechnen; also: scharf aufpassen.

Ich paßte scharf auf, zumal da der Abend schon begonnen hatte, als ich abgeholt hatte. Zwei Stunden standen mir bevor, und inzwischen mußte es Dunkelheit und Nacht werden.

Die Kälte kroch durch den Mantel und die Uniform an die Haut heran und fraß sich durch die Haut und das Fleisch bis auf die Knochen. Meine Hände waren, genau wie meine Füße, zwei Eisklöbe, und ich konnte nicht einmal dicke Fausthandschuhe tragen, die ein wenig mehr Schutz gewährt hätten; denn mit Fausthandschuhen hätte ich nicht schießen können und wäre im Notfall, der jederzeit eintreten konnte, so gut wie waffenlos gewesen. Diese verdammten Wollhandschuhe hielten die Kälte kaum zurück.

Es fiel mir ein Vers von Wilhelm Busch ein:

„Es bilden sich in diesem Falle die sogenannten Eiskristalle.“

Außerdem hatte ich Hunger und mein Magen polterte wie das Artilleriefeuer rechts. Und dann hatte ich Durst. Der Durst, der durch die Kälte erzeugt wird, ist der schlimmste Durst von allen. Er peinigt und quält ruhelos.

Wenn ich einen kurzen Blick nach hinten warf, lagen dort, in den herabstinkenden Schatten der Nacht kaum mehr zu erkennen, flache Dächer, wie hineinverfunken in die Erde, Wohnungen eines halb unterirdischen Geschlechtes, das sich eng an die Mutter Erde drückt, um Wärme zu finden. Das war das Dorf, in dem das Bataillon lag.

Alles war weiß in weiß. Alles wurde grau in grau. Ein sonderbar fahler Schimmer lag über der Gegend.

Die Sterne kamen hervor und blühten vereinzelt durch Lüden im Gewölft, seltsam verzerrt vom Nebel.

Ich starrte in die Nacht nach vorn. Es war nichts zu hören. Links von mir schien in unendlich weiter Ferne ein roter Schein sich durch den Dunst zu fressen, taum, sichtbar. Brannte dort ein Dorf?

Ein ganz feines Geknatter war in jener Richtung hörbar, und dann kam stoßweise wie bebender Luftdruck ein Gedums herüber, Granateinschläge, Abschuße.

Nur hier zwischen rechts und links, in der Mitte, war alles ruhig.

War es wirklich ruhig? Kam da nicht ein Schritt halbrechts hinter dem Weidengestrüpp, das nur deswegen noch für mich zu erkennen war, weil ich vom Tage her wußte, daß es da war? Ging da nicht jemand...? Ich lauschte mit aller Macht. Es war nichts zu hören.

Ich tat einige Schritte auf jene Stelle zu, so daß ich mich von dem Gebüsch hinter mir nicht abhob. Bewegte sich dort nicht etwas? Ein Ast? Ein Tier? Ein Mensch?

Ich blieb regungslos stehen und fühlte die Kälte sofort dreifach. Nein, das war nichts. Aber mit Sicherheit konnte ich es nicht sagen.

Hier war alles Vermutung, Ahnung, Gefühl, Witterung. Hier hörte man nur halb, sah man nichts, hier fing die Haut an zum aufnehmenden Sinnesorgan zu werden.

Aber das war ein Schritt, ganz leise zwar, knirschend im Schnee, und da vorn lag kaum Schnee, denn er war durch den Wind vom glatten Eis weggefegt worden, und was noch da lag, war eingestoren. Aber der Schritt war da, er kam näher. Mit einem Male war er hinter mir: „Halt, wer da?“

Eine schattenhaft auftauchende Gestalt sagte mit gedämpfter Stimme: „Warschau“. Das war die Lösung. Ich kannte die Stimme. Es war der Offiziersstellvertreter Toebe. Er vertrat den Leutnant Paulig, der seit zwei Tagen auf Urlaub war.

Er kam näher.

„Was zu hören?“ fragte er, „haben Sie was gesehen?“

Ich machte meine Meldung: „Nichts zu hören, nichts zu sehen.“

„Passen Sie scharf auf“, sagte er, „es liegt was in der Luft. Links und rechts ist was im Gange. Aufpassen!“

Sein Schritt knirschte wieder im Schnee und er verschwand im Nebel, in dem nichts mehr zu beweisen war.

Die Kälte schien immer schlimmer zu werden. Ich bog Schultern und Arme, bis die Knochen knackten, aber es half nichts. Ich ging auf und ab, aber es half nichts. Ich dachte an bülendernde Defen und Glühwein, aber es half nichts. Wie lange stand ich hier? Eine Stunde schon? Vorsichtig sah ich nach der Uhr. Ich stand erst eine halbe Stunde. Ich fing an, zu begreifen, wie man Fatalist werden kann. Ich fühlte nur noch Kälte.

Plötzlich fuhr ich zusammen. Geradeaus vor mir regte sich etwas. Irgend etwas war da. Irrtum war ausgeschlossen. Ich nahm das Gewehr und entscherte. Ehe ich zur Bestimmung kommen konnte, war es schon da und huschte mit rasender Schnelligkeit schräg an mir vorbei nach hinten. Ein Hafe. Na, ja... Es dauerte ein paar Sekunden bis ich den Rückschlag überwunden hatte; ich war etwas munterer geworden.

Und das war gut so, denn im selben Augenblick tauchten da vorn Gestalten auf: drei, acht, zehn, viel mehr, eine lange Schützenlinie. Die riesig vergrößerten Schattentrübe zeigten auf der Stelle: Russen.

Alles weitere ging rasend rasch, wie der Vorbeisturz des aufgeschreckten Hafen. Ich feuerte eins, zwei, dreimal in den Nebel hinein: Marmschüsse, die donnernd durch die Stille fuhren. Dann zog ich mich im Schutze der Gebüsch zur Feldwache zurück, die ich in vollem Aufruhr antraf. Die vorgeschobene Stellung war im Ru beisezt, und dann hämmerten die Schüsse geradeaus... Der Angriff wurde abgegeschlagen, und es entspann sich hier ein langer Stellungstrieß über die Breite des Sumpfes hinweg.



Winternacht am Karlsruher Adolf-Hitler-Platz

Aufnahme: Theo Steinoel

Paul Erich Schütterle:

## REIFNACHT

Ein eisigkalter Mond steigt weiß und rund empor.  
Sein kattes Licht läßt Luft und All erstarren,  
Daß es wie blaues Glas uns überall umfängt.  
Weiß silberf Rief auf Dächern und auf Karren  
Und Bäume stehn wie edelsteinbehängt.

Die Erde hat ein eigen klar Gesicht,  
Kein Laut durchbricht die Stille solcher Nacht.  
Stumm steht der Mensch, die Stirn dem Himmel zugeneigt,  
Erfüllt in Andacht Lebenssinn und Schöpfungsmacht,  
Und weiß, daß Gott sich Menschen nur im Gleichnis zeigt.

# Die Vogelmühle in Steinbach

VON HERMANN OSER

Am östlichen Ausgang von Steinbach, in der Richtung nach Neumeier, liegt die verlassene Vogelmühle, die im letzten Jahre von der Gemeinde käuflich erworben wurde. Da die Gebäulichkeiten ziemlich verwahrloht sind, dürften die Reparaturkosten zu beträchtlich sein, daß die Mühle abbruchreif ist. Ringsum liegen die dazugehörigen Wiesen, Acker und Aeser. Schon lange hegte ich den Verdacht, daß es mit diesem Besitz eine besondere Bewandnis haben müsse, was mir nun durch Urkunden und auf dem Speicher der Mühle aus dem Jahre 1750 bestätigt wurde. Die älteste Urkunde aus der Zeit des Markgrafen Karl Friedrich, unter dessen Herrschaft die Einwohner links des Baches 1700 von der Leibeigenschaft befreit wurden, bringe ich im genauen Wortlaut und eigener Schreibweise. Interessante Einblicke bieten die Hoheits- und Rechtsverhältnisse jener Zeit vornehmlich der Vogelmühle. Diese Erblehenmühle ist ein weiterer Beweis für die reichhaltige Geschichte der Geburtsstadt Erwin von Steinbach.

## Vogelmühle.

Wir Karl Friedrich von Gottes Gnaden, Markgraf zu Baden und Hochberg, Landgraf zu Staufenberg, Graf zu Sponheim und Eberstein, Herr zu Nittel, Badenweiler, Vahr, Mahlberg und Rehl P.P., urkunden und bekennen hiermit, daß Wir auf das an uns gelangte unterthänigste Bitten des bisherigen Inhabers der uns eigentümlich gehörigen Mähl-Mühle zu Steinbach, die Vogelmühle genannt, gnädigst beschlohen haben, die von demselben geschehene Abtretung dieser Mühle an seinen Sohn Bernhard Erhard zu bestätigen, mithin diesen nunmehr zum Erblehenträger aufzunehmen und ihm darüber die Belehnung zu erteilen.

Wir leihen also und geben vorgenanntem Bernhard Erhard, seinen ehelichen Nachkommen oder verpfändeten Wir solches, zu einem wahren Erblehen, unsere sogenannte Vogelmühle, nebst Scheuer und Hofstraß, samt dazu gehörigen Ein Viertel Garten, Ein Tausen Matten und Ein Hund Acker neben dem Neumeierer Fahrweg, bis an das Mählgraben, und von da hinauf bis an den Lammweg Kirchenweg, oben auf den Mattenbach, unten auf Georg Seitzers Wirtshaus, mit allen dazu gehörigen Rechten und Gerechtigkeiten also und dergestalt, daß er und seine Erben

1. solche zu ewigen Tagen innehaben, nutzen und nießen mögen, dahingegen derselbe
2. schuldig und gehalten seyn soll, daß Canone alljährlich auf Martini

: Zehen Malter Korn — —

in faurerer wolgebuzter Frucht, zu unserer Amsteltener Mähl oder Baden, wohn wir es verlangen, auf seine alleinige Kosten dem Kapitel zu Steinbach aber Zween Malter Korn zur jährlichen Mühlen Gült zu liefern. Auch hat

3. der Erblehhaber mit seinen Nachkommen die Mühle samt Zugehörde beständig in gutem Bau, ob und unter dem Wasser, an allen Enden, und mit allem, was dazu erforderlich ist, ohne unsere oder unserer Fürstlichen Erben Kosten zu erhalten,
4. jedoch das nötige Bauholz sowohl zum Bau- als Mühlen- und Wasserbau nach Maßgabe des Fürstlichen Regierungsurteils vom 24. Oktober 1758, in so lange solche bestehen wird, aus den Kirchspiels Waldungen gegen die gewöhnliche Abgabe und Anweisungsgeld ohne Entgeltlich zu empfangen.
5. Wird demselben anbedungen, daß sobald an den Lehengebäuden eine Hauptreparation vorzunehmen ist, wenigstens der untere Stock nebst dem Wasserbau, soweit es nun immer thunlich, von Stein hergestellt werden soll. Wödingegen
6. ihm zugesagt wird, 2 Pferde zu Abholung der Frucht in die Mühle und Wiederabfuhrung des Mehls dergestalt freihändig zu lassen, daß wenn er zum Güterbau oder einem sonstigen weitem Gewerbe mehrere Viehe halten würde, er mit diesem gleich anderen unseren Unterthanen zu freyhenden schuldig und verbunden bleibt.
7. Sollte er Erblehhaber und seine Nachkommen, die Mühle samt Zugehörde ohne unser oder unserer Nachfolgers Bewilligung und Erlaubnis bey Strafe der Verwahrung nicht verkaufen, veräußern, verpfänden, mit Schulden oder auf andere Weise beschweren, sondern, wenn einer in die Notwendigkeit gezwungen würde, hierzu zu schreiben, so soll derselbe bey

unserer Fürstlichen Rent-Cammer um den Canone gebührend ansuchen, wo dann nach Befinden erkannt — und Bescheid erteilt werden wird. Insbesondere

8. hat in denen Fällen, wo Wir die Veränderung gestatten, der Verkäufer das Landemium mit Zween Gulden von jedem erlöbenden Einhundert Gulden an uns zu entrichten, und nichtskostweniger der neue Besitzer um die Belehnung geziemend zu bitten.
9. So oft sich auch ereignet, daß durch Sterb- oder andere Fälle die Lehen-Herrschafft oder ein Lehen-Besitzer sich ändert, so oft soll, und zwar im ersten Fall der Erblehhaber — letztern hingegen der neue Besitzer in den nächsten 6 Monaten hernach um die Erneuerung dieses Erblehens unterthänigst ansuchen. Endlich und bleibt
10. uns des Erblehhabers jetziges und künftiges eigentümliches Vermögen, wie es immer Namen haben

mag, also und dergestalt zu einem wahren Unterpfand verschrieben und eingesetzt, daß in sofern er den obbeschriebenen Lehen-Canon, wovon denselben außer in Kriegszeiten, oder by entstehendem ohnverschuldeten Brand, oder in sonstigen Unglücksfällen, welche sogleich bey Uns anzuzeigen sind, und wo man ihm nach Befinden einen proportionierten Gült-Nachlaß nicht verfahren wird, nichts befreyen kan, im Rückstand lassen — und ein — oder die andere der übrigen vorstehenden Bedingungen nicht gehörig erfüllen würde. Wir und unsere Nachfolger am Regiment alsdann erlangtes Recht, Macht und Gewalt haben, nach Beschaffenheit der Sache nicht allein das Lehen als verwirkt zu unseren Händen zurückzuführen, und solches anderweit zu verlehnen, oder sonst nach unserm Gefallen damit zu verfahren, sondern auch, soweit es nötig, uns an sein eigentümliches Vermögen halten.

Zur Urkunde dessen haben wir diesen Erblehensbrief eigentümlich unterschrieben und unser größeres Fürstliches Rent-Cammer Insegel vordrucken lassen.

So geschehen, Karlsruhe, den 7. Martii 1780.

M. Baden.

Unterjhrift (unleserlich).

BADISCHE DICHTER: Wilhelm Albrecht, Karlsruhe

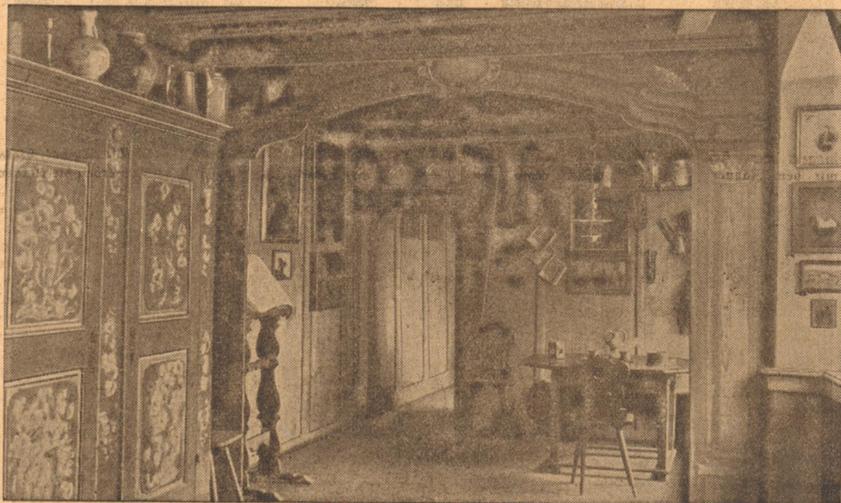
# Winterlied am Kamin

Lustig, Ihr frohen tapferen Flammen, siedet und singt mir des Todes Preis! Scheit auf Scheit bricht knatternd zusammen, Feuer ist golden, Asche ist weiß.

Flamme ist Leben, Flamme ist Retter: frevelnder Träume fressende Brut, wuchernde Wünsche, welkende Blätter, alles zerkräuselt wogende Glut.

Alles verdorrte feste Gebäude dräuet den Geistern ewig Gefahr. Das nur ist Leben, was immer aufs neue Flamme und Asche und Anfang war.

Lustig, Ihr tapfern, züngelnden Flammen! Singet und tanzt mir des Lebens Preis! Brennt mir der Jugend Trümmer zusammen, Feuer ist golden, Asche ist weiß.



Das Jägerzimmer im Museum zu Ueberlingen am Bodensee

# Der Pfälzer Erbschaftskrieg

VON PROFESSOR OSKAR HERRIGEL, KARLSRUHE

(Schluß.)

Am Rhein litt die Kriegsführung der „Hohen Verbündeten“ an dem Mangel der planmäßigen Gestaltung des Heerwesens, an der Zerfahrenheit der Befehlshabenden sowie an Streitigkeiten wegen der Unterkunft im Winter und über Gewinnsucht einzelner Stände. „Wir grant“, sagte Wilhelm III. zu den Gesandten des Kaisers, „bei dem Gedanken, mit so vielen Köpfen ich zu tun habe“. Da immer neue Geldanträge an England gestellt wurden, ließ er die Bank von England gründen, die Banknoten ausgab, und durch Glückspiele die Staatseinkünfte vermehrte. Endlich bewirkten die Vorstellungen des französischen und schwäbischen Kreises, daß Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, der „Türkenlouis“, 1698 als Oberbefehlshaber der kaiserlichen und Reichsarmee mit einem Jahresgehalt von 80 000 Gulden an den Rhein geschickt wurde (vgl. Kriegerbund-Kalender von 1883), um neue Einfälle der Franzosen zu verhindern. Eine größere Schlacht wurde jedoch nicht mehr geschlagen. In auffallendem Gegensatz zu seinem früh-frühlichen Vorgehen wider die Türken verlegte sich der Markgraf mehr auf einen sehr vorrätigen Verteidigungskrieg, zumal die kaiserlichen Truppen mangelhaft ausgerüstet und schlecht versorgt waren.

Als der Türkenlouis sich bei Heilbronn verschanzt hatte, wollte der französische General De Vorge in Schwaben einfallen, weil die noch schuldigen 50 000 Taler Kriegsgelder trotz der fortgeschrittenen Gefehle noch nicht eingegangen waren. Auch gedachte er an Heilbronn eine neue „Belagerung“ zu verüben. In dieser Stadt hatte man inzwischen etwas an der Ausbesserung der Befestigung gearbeitet, aber der neue Kommandant a. Heddersdorf, dem 1600 Soldaten und 700 be-

waffnete Bürger und Studenten zur Verfügung standen, war ein völlig unfähiger und feiger Offizier, der sich um den Befehl des Markgrafen, sich bis auf den letzten Mann zu verteidigen, nichts kümmerte und es so verschuldete, daß De Vorge sich am 22. Mai 1693 der Stadt bemächtigen konnte. Heddersdorf nur noch ein paar Tage ausgehalten, dann wäre der Markgraf seinem Versprechen gemäß zur Stelle gekommen und über die Franzosen hergefallen. „Nun Regiment“, schreibt Ludwig Häuffer, „zogen plündernd durch die Stadt; das Morden der Bürger, das Schänden der Frauen, die ausgehauenen Qualen der Greise und Kinder wurden von den Flammen beleuchtet, womit die Kämpfer des allerchristlichsten Königs die unglückliche Stadt zum zweitenmal heimgeheuchelt hatten.“ Männer, Frauen und Kinder wurden in der Heiliggeistkirche zusammengepackt und dann Turm und Kirche angezündet, „welches ein solches jämmerliches Geschrei und Seulen unter diesen elenden Leuten erweckt, daß sich der Himmel darüber erbarmen, dennoch aber diesen barbarischen Feind nicht bewegen mögen, daß er sie ehender, als da der Turm fällt umfallen wollen, die Kirch in voller Flammen gefangen und die Gloden schon zu schmelzen angefangen, herausgeschleusen hatte, welcher alsdann... abermals dieselben zusammen in das Kapuzinerkloster und Garten getrieben, da selbst sie hernach jämmerlich traktiert, noch weiter geplündert, etliche Kinder tot gedrückt, auch einige Weibspersonen bis auf den Tod geschändet und gewaltsamer Weise in das Lager entführt, unter welchen Aktionen dann die ganze Stadt nach und nach völlig eingeebnet worden.“ Die Nordbränner öffneten auch in der Heiliggeistkirche die Gräfte, in denen Kaiser Ruprecht, viele Kurfürsten, Pfalzgrafen und deren Gemahlinnen und Kinder lagen, „die zimmern

Särge darinnen geschlossen, die Kunst Verstorbenen ihrer Zieraten und Kleinodien beraubt, die Gebeine und Körper... mehr als barbarischerweise herausgenommen und a. T. unter dem freien Himmel liegen gelassen.“ Diese zweite Zerstörung Heilbronn und des Schlosses war so gründlich, daß nur einige Häuser von den Flammen verschont blieben, darunter auch der heute allein noch vorhandene „Mitter“ gegenüber der Heiliggeistkirche, der Renaissancekunst gehört und eine Lebenswichtigkeit Alt-Heilbronn darstellt.

Am letzten Tage des Mai marschierten die Rothosen Heilbronn an, getrauten sich aber nicht, die starken Besatzungen des Markgrafen anzugreifen, und kehrten unter entsetzlichen Plünderungen und Verwüstungen wieder um. Ludwig XIV. ließ eine große Münze prägen mit der Aufschrift: „Heidelberg delata“, das zerstörte Heilbronn.

Ueber den Feigling Heddersdorf erging im Lager von Heilbronn ein hartes, aber verdienten Strafgericht. Nach seiner Beurteilung zum Tode fuhr man ihn vor dem ganzen Heere in einem Scharfkarren auf und ab, das Todesurteil wurde vorgelesen und nachher verkündet, daß ihm der Kopf nicht heruntergehauen werde. Der Scharfrichter nahm den Degen ab, zertrug ihn und ließ dem erholten Manne die Stinde dreimal ums Gesicht. Nachdem er noch einmal im Karren herumgefahren worden war, wurde er auf ewig aus den österreichischen und rheinischen Ländern, sowie aus Franken und Schwaben verbannt und dann fortgelagt. Er starb in einem Kloster.

Infolge der langen Kriegsdauer herrschten in Frankreich böse Zustände, zumal auch der Handel zurückging. Der Krieg verhängte jedes Jahr 800 Millionen Franken, und bei der maßlosen Höhe der Steuern ereigneten sich in Paris und anderen Orten aus Hunger sehr bedenkliche Unruhen. „Schon kamen Senen heuchelischen Kannibalismus vor.“ Die Regierung suchte sich mit Münzverfälschung, Einführung einer Kopffsteuer, Schaffung und Verkauf von vielen Tausenden von Aemtern und 500 Adelsstätten, Sondersteuer für

# Der Meister der alemannischen Schnurre

## Schnurre

Unter den Seimadichtern der verschiedenen Stämme gibt es vielfach Vertreter gewisser Kurzformen, in denen sich besonders die Eigenart des Menschenschlages — oft einer ganz engbegrenzten Gegend — ausdrückt. Darunter sind dann „Originale“, denen man alles vergibt und alles verzeiht, wenn sie nur den Mund aufmachen. Der Stamm dichtet gewissermaßen durch ihren Mund seine charakteristischste Note, für jeden andersstämmigen, ob auch oft schwer zu verstehen, doch deutlich erkennbar und merktbar, für die eigenen Stammesgenossen aber eine Befähigung ihres eigenen Wesens, die zur höchsten Deutlichkeit reist.

Dem Alemannen besonders eigentümlich ist die Schnurre. Sie hat die Eigenschaft, niemand weh zu tun, auch keine Sache zu treffen, sondern sich an der reinen Schnurrigkeit eines Zusammenhanges oder einer Person zu ergötzen. Der Dichter ist gewöhnlich der beste Interpret seines Werkes.

Ein solches Original ist für den Breisgau und seine Mundart der Freiburger Dichter Fritz Broßmer. Wir haben noch mehrere begabte Dichter der Schnurre und würden sogar wünschen, daß uns die verschiedenen alemannischen Dichter einmal jeder ihre — sagen wir — drei besten Schnurren einreichen möchten. Fritz Broßmer ist, wie es scheint, der typischste Vertreter des Breisgauer. In seinen besten Schnurren steht kein überflüssiges Wort und der lakonische Humor des Alemannen steigert sich gerühmlich bis zur höchsten Zuspitzung.

Die Schnurre muß gesprochen werden, wenn sie wirken soll. Ihre höchste Vollendung erfährt sie, wenn der Dichter selbst seine Person ganz in ihre Form und in ihren Vortrag zu legen versteht. Wenn Fritz Broßmer so ein Podium — mag es sein, wie es will, je schiefere, desto besser — betritt, dann singt schon alles an zu lächeln. Er ist ein Original und ist selber von Natur aus schnurrig. Er braucht sich keine Mühe zu geben, er legt das Ding so hin, wie er es sich selbst auf den Schnabel gebietet hat. Sagt eine Marktfrau etwas, so steht er selbst aus wie die Marktfrau. Ja wenn die Bäuerin als einzige in der Kirche von der Predigt des Pfarrers so ergriffen erscheint, daß sie bitterlich weint, und auf seine persönliche Frage nach der Ursache ihrer Ergriffenheit schluchzend erzählt, daß ihr die Weis gestohlen sei und daß der Pfarrer sie so thömernd daran erinnert habe, dann: „Ihr habt e Stimm grad wie mei Weib“, — dann steht Fritz Broßmer bald aus wie die Frau, bald wie der Pfarrer und zuletzt wie die Weib; er scheint plötzlich einen Ziegenbart zu haben, und hat doch kaum eine Miene verzogen.

## Dr Angler

Am Bach in Ettene isch e Angler gehockt, Weis isch es gfi, mei d' Sonne het plokt. In der Mann isch dogesse mit sin Instrument Gebühnd und het glüchtereit ohni End. Wie hat das emol e Fisch an die Angel hockt... Aber die hant schient's all um dem Brotis gwischt: Sei einzigs het melte an sell Wirml glaubt, Aber deswege löst sich im Mann dr Muet mit zombt. Do ischene so aue, ihm um bene gschette Fisch, — Do ischene, wie si einer Wade geschwollen isch, „Galt, Sie hant sich 's Fahnwech gschlo do drist?“, „Das isch gfragt um bin ganz mit leidig gfi.“ „Nai, do hab i d' Würm drinn!“ fait mit Anglerfisch, „Sunst muen sie mir verrede binnere jottige Fisch!“

## Uffklärung

„S isch emol Proffision im Duetal gfi, Um Sege s' erbitte sirs' Fied um für's Vieh; Viel Litt sin mitgange mitamt ihre Kinder (Die mien an bette für's Wohl von dr Kinder). D' Engländer het dr klei Sepp an dr Hand, Der frogt sie gar viel in sin Unverstand Un gittere als d' schwerigste Rätel uff, Doch sie het'm allewil e Antwort druff. Ich komme sie grad ame Hof v'rbei, Do made d' Stuehner e fächerliges Gschrei, Un dr Guller, der hocht grad in dem Moment Uffere Suche um freit sich — poselement Frogt des Weimel: „Mutter, warum Hocht der Guller uff bere Stuehn eio bumm?“ — „Des?“ fait d' Mutter, „wurum daß des geschicht? Des isch nur, daß 'r d' Proffision beiter siecht!“

(Aus: „Dr Schwartemag“, Freiburg 1923, und „Wittelsstas“, Freiburg 1925, Selbstverlag, Sebanstraße 5, Freiburg i. Br.)

die Gefährlichen und anderen Mittel zu helfen. Die ganze waffenfähige Jugend wurde einberufen. Durch geschickte Verhandlungen und große Opfer gelang es dem kriegsmüden Ludwig XIV., Savoyen zum Frieden zu bestimmen. Unterdessen schuf Markgraf Ludwig Wilhelm aus den Kreisen Schwaben, Franken, Hessen, Pfalz, Bayern und Brandenburg ein einheitliches Weisheer, das von ihm gründlich ausgebildet wurde. Es war der erste Versuch, zu einem stehenden Heere zum Schutze des Vaterlandes zu gelangen. Bei Wiesloch, Langenanel, Langenbrunn und an der Murg fanden noch Kämpfe statt, die aber nicht von besonderer Bedeutung waren. Nachdem Savoyen aus der „großen Allianz“ ausgetreten war, schickte sich auch König Wilhelm von England nach Frieden und richtete widerliche Schmähereien an seinen früheren Todfeind Ludwig. Endlich kam es im Jahre 1697 zu dem Frieden von Rijswijk (später Neisweid) in den Niederlanden. Obwohl der Türkenlouis und Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg sich für die Wiedergewinnung von Straßburg eingesetzt hatten, durfte der französische König diese „Etabelle von ganz Deutschland“ behalten und gab dafür an den Kaiser Freiburg (seit 1677 französisch) und Breisach (seit 1648) und von den „Reuntenen“ den gewaltsam besetzten Orten wenigstens die im Elfaß zurück. Wilhelm III. wurde von Ludwig als König von England anerkannt. Für die ruhelosen Verwüstungen in der Pfalz brauchten die Franzosen nichts zu bezahlen, und auch der Kurfürst von Brandenburg ging durch die Schuld des unbankbaren englischen Königs leer aus. Viel Widerpruch bei den Protestanten verursachte die Rijswijker Kaufel, wonach die von den Franzosen in den zurückgegebenen Orten eingeführte katholische Religion in ihrem nunmehrigen Bestande verbleiben sollte. Natürlich war kein Land mit dem Friedensschluß recht zufrieden, aber er ließ doch deutlich erkennen, daß die Macht Ludwigs im Niedergang begriffen war. Sie wurde dann in dem 1701 beginnenden Spanischen Erbfolgekrieg gebrochen, und den 1715 erfolgten Tod des „Sonnenkönigs“ empfand man auch in Frankreich als wahre Erlösung. Er hinterließ dem Staate eine Schuldenlast von 12 Milliarden Franken.

# Skitfahren Cernen!

Eine kleine Winterplauderei von Franz Joseph Göb



Am Anfang will es noch nicht recht gehen...

Ein Hauptlehrer von weit „dromen“, vom Hohenwald, schickte mir einmal eine Reihe von Schulaufsätzen „über das Schneeschuhfahren“. Der Mann war offenbar dem von oben her zusammengewürfelten Lehrplan vorausgeeilt, denn es war noch in der Systemzeit. Wir kannten uns nur durch Tinte und Druckerwärme, und auch diese Bekanntschaft ist im Laufe der Zeit wieder eingeschlafen. Aber schon daß er Schulaufsätze nicht nur über verschimmelte Jahreszahlen und sonstigen musikalischen „Wissens“-Ballast, der den Bauernbuben später nicht einmal beim Hohenanzischen hilft, sondern über so lebendige Dinge wie das Skifahren schreiben ließ, machte mir den Mann wert. Es bewies, daß er den Gaul nicht am Schwanz aufzäumte, sondern wußte, was dem harten Dasein des Landvolks nützt, kurz, daß er damals schon ein echter — Nationalsozialist war. Ich hab' auch noch andere Beweise davon. Wahrscheinlich ist er drum auch in die „Wüste“, will heißen in den rauhen Hohenwald, geschickt worden. Aber auch hier schaffte der „Geist“, der Böses will“, wieder einmal Gutes. Der Lehrer hing sein

Herz an dieses Stücklein Heimaterde und wurde ihm Begleiter in manch nützlichen und schönen Dingen. So hat er als einer der ersten, vielleicht als der erste in unserm Heimatlande Baden überhaupt, den „üblichen Sport“, den Skilauf, gewissermaßen als „Lehrfach“ in seiner Schule eingeführt, und der DSB sollte ihm eigentlich eine Ehrenplakette dafür stiften.

Ja, wären die Bergbuben und -Maidle im Schwarzwald droben damals nicht gefeierter gewesen als die „Herren“ und hätten sich mit Festbänden unter den Füßen und jener wunderbaren Kombination von hölzernen Schulanzenhölzchen nicht selber gebohten: die Magister hätten an manchem Schneetag in der Schulstube Mäden jagen können, hat mit dem ihnen in die Hand gegebenen humanitären Erzieher ungelebte Bauernköpfe schon im Berden zu verhungern.

Gott sei Dank ist's auch darin gründlich anders geworden im neuen Reich. Und wer offenen Auges unsere heutige Jugend mit der damaligen vergleicht, dem muß das Herz aufgehen. Die alte Wahrheit: „Mens sana, in corpore sano“ ist wieder in Ehren, das blutwarme Leben steht wieder oben, und auch dem Sommer- und Winterwandern ist breiterer Spielraum gelassen. Skifahren, Fahrten, Wettkämpfe spornen schon die Kleinsten an, werden gesundlich die Ehrgeiz- und Leistungsfreude.

### Der Skibengel

Das Knattern einer dreimotorigen Junkers ist ein Gefäßel gegen das Gebrüll aus Bubentönen beim ersten Klodenfall. Mit Klodenfellen hätte man den Schwarm festbinden können, ich glaube, sie hätten, wenn der „Krotengidler“ grad wieder einmal verloren oder verfußt war, sich mit den Bäumen durchgefäßt. Für aufgerissen — mit nachheingroßen Schneestollen an den Füßen die frischgewachsene Treppe hinauf auf den Speicher. Die Mutter mit dem Schauerlappen hinten nach. Was tut's, wenn der nasse Lappen auch mal um die Ohren fliegt — der Schnee ist da, der Schnee und droben auf dem Speicher warten die „Sti!“ oder es sind Raibendinger

das, und die roten Finger viel zu zappelig für die neuen Riemen. Ein wildes Zerren, dann will der kommende Olympiamann, beigott, die langen Hölzer an den Füßen, über die Treppe die erste „Abfahrt“ verstanden. Zum ersten Mal merkt er: es ist eine umkürzliche Sache, das „Skifahren“. Und da nimmt er seine „Brette“ so heißen sie jetzt schon — ährlich wie eine Zukunftsgelebte in den Arm und verschwindet. Von draußen tönt vielstimmiges Bubelachen. Stark und gesund, wie ein neu beginnendes Jahrhundert. . . . Da schlagen sie in der Schule einen Skifurs an. Die Seringe drängen sich die Buben ums Schwarze Brett. Und mit aufgeregter wippenden Köpfen, ein wenig schämig, die Mädels. Ja, was wollen denn die? Das ist doch Männerfach!

### Das große Erlebnis

Am Dienstagfrüh geht's los. Wie kleine Urtiere mit gebauchten Rudelbuckeln zum Bahnhof. Dem Waldi rief die Mutter noch ein: „Verfäll! Dich nicht!“ nach. Der wird fuchseuerrot. Kein schlechtes Zeichen, meint der Herr Kurzwart. Der Fris tuschelt dem Heiner ins Ohr: „Was heißt Zeichen, wir wollen's ihm schon befragen!“ Waldi hat ihm nämlich die seltene Kuba vor der Nase weggestamotiert.

Die Sache im Auge beginnt, wie alle guten Sachen, mit einem Frühstück. Jänntig. Was da alles zum Vorschein kam! Der Kamerad Jugendwart schmunzelt. Mit den Kerlen ist sicher was anzufangen!

Wenn sie nur schon gekauft wäre! Er hat ein Gefühl wie damals, als er zum erstenmal den Freisportklub betrat zum „Kastern“. Da haben sie ihm auch so bloß unter den Hut gesehen. Haben die eine Meinung vom Skisport!

Am Sonntag im Stanzung hängt die funkelnagelneue Pfeife im überlegen herabgezogenen Mundwinkel. Und mit dem andern pudt er einen kunstgerechten Bogen zum Fenster hinaus. Wie ihn nur der Skifachmann fertig bringt. Hat einer noch einen Zweifel? —

### Das Haxel

Als Gott, wie sag' ich's bloß meiner Mutter? Da soll ich alter Simpel (so kinnert sie mich im Stillen) einen Beitrag zur Naturgeschichte des Zartchen und Holdesten und doch auch wieder — Männlichsten leisten, das es in der bunten Welt gibt! Aber ich wasche meine Hände in Unschuld, ich „effektuiere“ nur einen Auftrag des Herrn Schriftleiters, für den er die Verantwortung trägt. Wie ich damit aufzande komme, weiß ich jetzt, am Anfang, noch nicht. Am Ende werd' ich's wissen.

Ja, was wäre der ganze „Betrieb“ ohne Haxel! Ein ausgeblafenes Ei, oder doch eins ohne Dotter. Eine Skihole ohne Inhalt, ein — Nichts. . .

Seine sportliche Laufbahn beginnt das Haxel, natürlich, im — Sportgeschäft. Da wühlt es in Farben und Tönen. Macht den jungen Mann Nummer siebenundzwanzig auf der Leiter zum Kletteraffen. Verlebt, was man seinen zierlichen Händchen nie angetraut hätte, Ausrüstungsberge. Hier, diese Kombination in Blei — entzündend! Und die cerisefarbene türkische Weste mit dem saftgrünen Schräg — reifen: einfach süß! Aber die Hosenfrage will de., am meisten überlegt sein.

Endlich mit Skiern und „abnehmendem“ Blick an der Elektrischen. Vorn steigt sie ein. Das heißt, vorerst steigt sie noch nicht ein, denn am Ende haben sie noch gar nicht alle gesehen! Der ganze Effekt wäre verblüht! Der Schaffner, häßlich, wie alle Schaffner, bimmelt geblüht noch einmal Halt. Fest stellt sie, das Gesichtchen in „raffige“ Falten gelegt, ihre „Latten“ im vorderen Perron unter. Steigt wieder aus und hinten hinein. Da sitzt ihre „Armine“, die Elln, die wird jetzt gleich plagen. Frage: „Ich will ein bißchen auf den Hochkopf, zur neuen Schanze, weißt Du!“ So erklärt sie nebenbei und freist einem Arbeiter mit ihrem Rudel den Hut ab. Der maull. Ein „Schänt!“ springt platzmachend auf. Das Haxel! ist fertig.

Das und der Skimaler im Kurhaus am Abend ist halt doch das Schönste und Wichtigste beim Skifahren. Das bißchen Herumpurseln im Schnee — na ja! Mit der eleganten Wendigkeit und den Hosen wird das Haxel bestimmt eine jänntige Skifrau werden. Oder nicht? —



Die erste Skistunde

### Der Kurs

Früher als drunten im Tal schlägt der Morgen die Augen auf und schon ist's lebendig! Nicht bedarf's, wie manchmal beim Schulgang, ermunternden Zurns — alles ist erlebnisgepumpt. Flaggenparade und Tagespruch, wie sich's im neuen Deutschland geföhrt.

Nach dem Haxelbreifrishtück geht's endlich, endlich hinaus. Im Kreis wird angetreten, der Lehrwart ist breitbeinig „Lor“. Viel zu zappelig ist das Jungvolk für seine schon aufgebaute „Nede“.

Dem, was sich nun abspielt, so die ersten zwei bis drei Tage, ist keine Feder gewachsen. Es schwirrt nur so von „Schneeflug“, „Stemmddögen“, „lockeren Anien“, „Hode“ und „Stand“. Aber daß Geschwindigkeit doch eine Hexerei sein kann, merken die Skifänger an jenem Steilhänge, der's ihnen angetan hat, seit sie ihn zum ersten Mal sahen. Sogar der Waldi, so oft sie ihn auch als unförmiges Schneebündel ausgraben, erklärt die Sache als „Lorte“. Nicht nur, weil sein Vater Berliner ist.

Ein großer, nach Punkten gewerteter Kombinations-Wettkampf am Schluß ist Krone des Ganzen. Unklaupflich — der Max mußte seine, vor Aufregung etwas frohschaligen Finger in die Siegerhand des Mutterfindes Waldi legen! Dafür ist er aber der einzige von den dreien, die sogar ein Sprünglein verlußt, geblieben, der es „gestanden“ vollendete.

### Der Skijüngling

Hoffentlich nimmt er mir diese Bezeichnung nicht übel, denn er fühlt sich bereits als Skimann von Klasse. Ist er auch, wie sich schon aus seiner überlegenen Miene ergibt, mit der er die Sportgeschäfts-Schaulenker mußt. Es ist viel „Dred“ in der Aussage, „... gehört ti-rekt verboten, so was! Da haben wir nämlich —“, Freilich, die neue Skimüße da, die in Stromlinienform mit dem Jodenschirm, Donnerwetter! das wäre Sache! Und der Pullover, und der schmilfige Binder, . . . Er wird ein Wort reden mit seinem alten Herrn, heut' Abend! Aber freilich, die Schoggeje ist vorerst doch wichtiger.



Glanzvoller Abschluß des ersten Kurses auf Skiern: Ein Sprung am Übungshügel! Aufnahmen: Presse-Photo.



Auf dem Wege zur Dorfschule durch den Winterwald

# La Boca

Von Wolf Justin Hartmann

„Boca?“  
Der alte Pantytramp sah mich schief von der Seite an. „Was heißt Boca? eigentlich? Das muß doch etwas bedeuten!“ fragte ich ihn zum zweitenmal und sahle mich wenig wohl bei meiner Beharrlichkeit. Er hat so seine Zeiten, wo nicht gut Strichhosen mit ihm ist. Und gerade die Boca muß ihm im Magen liegen wie ein unverbauter Brocken. Er ist dafür bekannt, daß er jedes Gespräch verflucht.

„Boca heißt Mund.“ — Du kannst meinetwegen auch Panty sagen, wenn es dir Spaß macht. — Am besten sagst du „Schlund.“ Und nach einer kleinen Weile, während der er vor sich hinarrt, den Vertriebsgang entlang, „Al Schlund ist das beste Wort.“ murmelt er und streicht sich über den kahlen, schweißüberströmten Schädel.

„Und warum gehst du nicht mit?“  
„Ich? — was habe ich dort zu suchen? Bin ich viel leicht ein Beachcomber, daß ich in die Boca muß?“ Seine Augen sind schüchtern geworden; ich kenne das schon, wenn er diese Augen kriegt.

„Kun! Kun!“ versuchte ich ihn zu besänftigen. „Ich bin ja auch kein Beachcomber, nicht wahr? — Und Sie, Sie sind doch früher gelegentlich selbst dort gewesen, wie mir erzählt worden ist.“

„Geh nur! Geh! Und amüsiere dich gut! Aber laß mich in Ruhe! Verstanden! — Seitdem... ich meine nur, ich gehe schon seit drei Jahren nicht mehr in diese Gegend. Keinen Fuß setz ich mehr dahin. Und ich will überhaupt gar nichts wissen davon! — Die Boca ist ein Schlund und vor einmal da drin ist, kommt kein Lebender wieder heraus!“ Fast wie ein Flüster ist seine Stimme geworden. Mir ist, als habe er auch plötzlich einen anderen Ausdruck in den verkniffenen Augen, einen Ausdruck, der mir fremd und unerklärlich ist. Er nicht und brummt noch etwas und schürt den Gang hinunter; ich sehe seinen schon leicht gebückten Rücken. Nun ist er natürlich wieder in der Bäckerei verschwunden, wohin er sich mit Vorliebe zurückziehen pflegt, wie eine Spinne ins Loch, und wird die nächste halbe Stunde höchstens noch für den Oberkellner oder den I. Offizier zu sprechen sein.

Er hat einen schlechten Tag, der alte Pantytramp. Er hat überhaupt nur schlechte Tage, so lang man im Hafen von Buenos-Aires liegt. Erst wenn man wieder in See geht, bessert sich seine Stimmung; mit jeder Meile wachsende Entfernung vom La Plata sozuzunehmen verwandelt er sich zurück zu dem gütigen, gefälligen Kameraden, der er vor dem war, gewinnt er alle die lebenswichtigen Eigenschaften wieder, die er verloren hat, je näher man hierher kam, umso auffällender. Ich möchte wissen, was ihm in dieser Stadt in die Krone gefahren ist. Er hätte uns doch heute mit seiner Ortskenntnis sehr viel nützen können, der launehafte Ortskennner.

„Nal! Schön! Dann läßt er es eben bleiben.“  
Wir sind sozusagen zu zweien. Martin will mich begleiten zum der gewaltige Klaus. Das ist besonders günstig. Es soll nicht empfindenswert sein, allein in der Boca zu sammeln. Aber Klaus ist bärenstark und Martin und ich, wir sind ja auch nicht aus Butterteig und Rosinen.

Gleich nach dem Essen brechen wir also auf.  
An den Lagerhallen, an Kranen und schter endlosen Reihen von Güterwagen entlang wenden wir uns nach links. Das Columbus-Denkmal gleicht schmerzhaft mit seinem weißen Marmor zwischen Palmen und bunten Blumenbeeten in die windstille Höhe. Vom wolkenlosen, fernentzündeten Himmel löst und brennt die Sonne auf das blendende Pflaster. Langsam, im Zug der Schleppe, läuft ein Schiff aus von Dod Sud. Das hat Mittag gelacht. Die Glodensflüge halten gegen die gelben, gestrohten Backsteinwände, ersticken dann in der Schwüle.

„Gestohlt wie ein Kalb hat die Wache an der Gangway!“ meint Klaus und wischt sich wieder den Schweiß von Gesicht und Hals.

„Hohohoh! Das Matrosen an einem Sonntag Nachmittags nicht in die Nelson-Bar und nicht in das Singeltangel von Senora Johanna in der Leandro gehen, das können sie nicht begreifen.“

„Und im verdrehten Arbeitszeug bei Bier und Whisky mit den Mädchen sitzen, kommt ja auch nicht in Frage“, lacht Martin, der fixe Junge.  
Wir denken sicher alle drei, daß Bier und Whisky und Mädchen in einer kühlen Kneipe jetzt wesentlich angenehmer und sogar vernünftiger wäre, als bei dieser Affensche durch Dod Sud zu humpen. Es ist ein langer, verdrießlich stimmender Weg. Er ist wohl mit Absicht so lang. Die große, prächtige, prästerliche Stadt hat ihn in starrer Berechnung so weit und so bestemmend angelegt, auf daß man umkehren möchte, entmutigt und ermüdet, auf daß nur die Wenigsten unter den Millionen die Entschlossenheit aufbringen möchten, vorzudringen in einen verdrehten, verheimlichten Bezirk, hinabzutauchen in die furchtbare Tiefe, wo die Verdammnis herrscht. Ohoh! Die Stadt ist nicht dumm! Sie weiß genau, was sie schickt, und hält sich die finsternen Schatten, die ihr Strahlenbild wirft, furchtlos vom Leibe. Nichts soll ihren Schimmer trüben! Nichts soll ihr nahe sein, was ihr Gesicht des Triumphes zur Glodensfrage entzieht!

Aber wir wenden uns vorwärts, unserem Ziel entgegen, durch enge, dürftige Gassen, erfüllt von Lärm und Staub, läßt Geräuschen, die dumpf im Nichtswall schweben, wir finden zurück an den Kal und sehen über nach der anderen Seite. Schmerzhafte Dellecken glitzern rings um die Föhre auf dem braunen Gewässer. Tote Fische, Gemütsfollen, Gollfanten, Apfelsinen, Quallen, Konfektbrotchen und schwarze, eckige Egel schwimmen an uns vorbei.

„Aberhand Vederbissen! — Wir sollten Si-hangpu, ihr wißt doch, den Kopf in dem gemütlichen Ausdampf, wo vorige Woche die Schläger war, darauf aufmerksam machen“, sagt Martin, der fixe Junge. Aber Klaus hat nur ein Knurren für diesen menschenfreundlichen Vorschlag. Klaus spürt vielmehr nicht nur die atembekleidende Hitze, die sich hier übermäßig zu dicken Schwaden ballt, er spürt wahrscheinlich wie ich, daß dieses häßliche, dreckige und gemeine Dod Sud, der verurteilte Teil des eigentlichen Hafens, nur eine Stufe ist, über die man mit wachen, mitternächlichen Stimmen niederstiegen muß, nur zur Höhe zu gelangen. Sein Gesicht hat sich gestrafft. Breit und

hoch, in seinem etwas verhaltenen, wehenden Gang trottet er hinter uns her, die letzte kurze Strecke in diese Höhe hinein.

Klaus, flehrig, furchtbar dehnt sich die Boca in eine stummende Rede. Die Hitze laßt wie ein Fluch gegen das Leben auf dem fast baumlosen und nur die und da mit verknümmertem Busch spärlich bedeckten Feld; Gestirp, das seine entblättern, ausgebeugten Ästen wirr ineinanderstakt. Des ausgebeugten Grases gelbe Salme zerhauen an unieren Fäden mit raschelnendem Geräusch; ein Klageklage in wehen, leidvollen Tönen, jeglichen Hoffens einer Genuß, einer Auferstehung bar. Zwischen Büscheln und Sträuchern geben wir Schritt für Schritt auf der verbrannten Erde, der sogenannten „Hauptstraße“ der Viertel, durchfurcht, zerföhrt, zerföhrt von Raderpuren, Pferdehufen, den schleppenden Tritten hin- und her. Klaffende Risse hat die Hitze in den harten Boden geprengt. Papierfetzen, Scherben, Urnat liegen überall umher in einer trostlosen Runde. In einem Rechtschaffen wühlen zwei Weiber mit mageren, gierigen Händen; niedergebogene, von Armut und Hunger verkrümmte, verzerrte Wesen. Verzottelt, verfilzt fällt ihr Haar, ein beinahe schon schlohweißes Haar, an den spitzen Gesichtern herab. Aus großen, höhligen Augen starren sie uns an. Aus fumpfigen Lämpeln quillt der Probem auf, ein betäubender Dunst der Seuche und des Siedtums. Fäulnisgeruch, von Moskito umsurrt und umhüllt, lauert geduldig der Tod. Schwarzwandlungende Fliegenwärme drängen sich um uns von Klumpen der Verwesung, wirbeln wie Rauch empor bei unserem zögernden Nahe.

„Der Pantytramp hat Recht.“ — Wer nicht in die Boca muß, der soll in drei Teufels Namen nicht in die Boca gehen.“

„Aber manche müssen herher“, erwidert Martin leise, der sonst so fixe Junge, der sein Lachen verlernt hat.

# Die Wurstbratzer

Eine lustige Geschichte aus Franken | Von Kuni Tremel-Eggert

Der Konrad Häublein von Notmanlein ist der beste Metzger von Frankensland. Seine Würste sind so bekannt, wie ein großer Maler seine Bilder, nur mit dem Unterschied, daß der Maler mit dem Pinsel, der Metzger mit dem Messer, und der Metzger mit dem Messer, das „Gereiß“ hat der Metzger und besonders in der Zeit, wo die Säue der Notmanleiner Selbstzucht (das ist vom Dezember bis Februar) sich bedenklich dem zweiten Zentner nähern. Da kann sich der Metzger vor Arbeit nicht mehr verlangen und er bekommt in der Zeit so viel Gutes zu hören, wie er nur will.

Trotzdem hat er keine Häuser, die er bevorzugt, denen er schneller aufwartet, die nicht warten müssen, bis er ein halbes Duzend andere abgefertigt hat. Zu denen gehört auch die „Was Maig“ — in Notmanlein so benannt, weil sie zu jedem Menschen auf Gottes Erdboden, „Herr Vetter“ und „Frau Was“ sagt. Sie ist eine alte Herrschaftsbödin die „Was Maig“ und drum lockt sie auch dem Metzger jedesmal ein Extrajohannlein. Daß sie zu allem auch noch eine schöne Tochter hat, ist für den Metzger erst recht kein Grund, wegzubleiben.

Es ist also, trotz der vielen Arbeit für den Metzger jedesmal ein Fest, wenn er bei der Was Maig wirtelt, und da er das so gern tut, bringt er auch jedesmal ein Geschwürlein hin, daß man's über die ganze Straße rüchelt. Aber den Leuten bleibt das Maul sauber, denn wenn die Was Maig auch dem Metzger das Beste hinstellt, so hängt sie doch ihre guten „Schlichter“ für andere Leute unerschreibbar hoch in ihren Schürzen.

Nur ihrer nächsten Nachbarin, der langen Schardie, trägt sie eine Würstuppe und ein paar Würste hinüber, weil sie ihr Revandee schuldig ist.  
Viel Arbeit bringt zu eine Grumba mit sich und gar diesmal bei der Was Maig, denn sie hat auch noch einen fetten jährigen Heberling (Weiß) mitgeschlachtet lassen. Aus dieser Würstuppe aber macht der Metzger weiße Preßsäcke, die sind so hart wie Frühlingsschneide. Und grad zu gehts bei der Was Maig. Wie aber der Metzger über die bucklige Kuhleite heraufkommt, legt bereits die Margret das letzte Krümlein vom Hausplatz, füllt den Fegelmir in den Hof und geht in ihre Kammer, um sich schon zu machen. Mit frischgekräuselten Haaren und blühweiser Schürze deckt sie nun drinnen in der Stube den Tisch, während der Metzger draußen zum guten Schluss noch künftgerecht die Sau zu Jentelungen zerhackt. Eben geht er daran, auch die zwei mächtigen hinteren Schinken zu zerhacken, als er plötzlich innehält und die Was Maig, die dabei steht, fragt, ob es denn nicht jammerwürde sei, diesen Staat zu zertrümmern, und ob sie nicht vielleicht doch in dem Jahr ein Familienfest in Aussicht hat, in dem so ein ganzer, gebackener Schinken den Höhepunkt bedeuten kann? Dabei zwinkert der Metzger gar vielstehend mit den Augen.

Der Was Maig, die eine heiratssüchtige Tochter hat und im Metzger eine der besten Parien für ihre Margret sieht, wird es warm und fettlich ums Herz und sie stimmt deshalb übermäßig erfreut zu, die Schinken ganz zu lassen.

Währenddem hat drinnen in der Stube die Margret gedacht, als ob zumindest „Rinderbesäße“ wäre. Wie nun endlich der Metzger in die Stube tritt, stellt sie gerade mit vielbeutigen Schminken eine Flasche und drei Gläser auf den Tisch. Dem Metzger läuft das Wasser im Maul zusammen vor Genuß und wie ihn nur die blauen Augen der Margret anlocken, stinkt er freimütig zurück. Er hat sich nicht verrechnet, es gibt „Sachla“ eines pikanten das andere. So hat sie die Schweinskotlette doch nicht in

Forschend späht er nach einer Art Hütte. Ein Mädchen steht vor dem dunkelgehenden Einschluß; in letzte Reife einer Ferkelbede ist es nordwärts eingewickelt. Und steht ganz unbeweglich, wie eine steinerne Säule, die sich die Drangsale zu ihrem Sinnbild geschaffen und aufgerichtet hat. Naht sind die Beine, naht sind Schultern und Arme, verbrannt, verengt von den niederschlagenden Feuern; aus allen Falten ihrer zerfallenen Hülle schillert ihre Nahtheit. Neben ihr lauern zwei Burtschen, halbnaht wie sie, stumm und reglos wie sie. Ihre Blicke umspannen uns, hatten an uns, bohren sich in uns fest, in Rock und Krage und Schuhe, wandern mit uns weiter, bis zu der Trauerweide, die wie mit geisterhaft webenden Blättern, unwirklich säuselnd, in die grelle Helligkeit ragt. In ihrem fargen Schatten halten wir aufatmend Naht.  
Ein bleernes Gewicht behüdet unsere Schultern.  
Hier also wohnen Menschen!

Schütteln möchte man sich, freimachen von dem Druck, der wie eine krallige, unsichtbare Faust an jeder Kefle würgt.

Regellos zerstreut, halb vereinsamt verfallend, bald gleichsam in einer Angst ein ameisenbergschachtel, duffen sich die Säulen aus Konkreten und Mörtel, schüchternhaft der Feind, bedenkend Stroß erfordern Natur, ein mackeliges Gerümpel mit schrägen Stützen, banfälligen Wänden, in der Brut der Ebene.

Ein stirkendes Glimmen geht von den Berchlagen aus, ein Zünden und ein Flammen. Und Menschen haufen darin! Das besondere Volk der Boca! Aus aller Herren Länder: Zigeuner, Abenteurer, gefranzte Toga-bunden, Geselerte, Verfolgte und Verurteilte! Mancher einer ist dabei, der blondes Haar und blaue Augen hat. Mancher ist einer deutschen Mutter für immer verschwundener Sohn; sein Vaterhaus stand irgendwo jenseits des Meeres im wunderschönen Gau, in einer Heiterkeit, die selbst in seinen schnehtigsten Träumen nach irgend einem Glück für ihn im Dunkel bleibt. Umflort, verschleiert sind jetzt ihre Augen. Mit finsterner Miene, in einer bedenklichen Drohung mustern sie uns aus ihrer gestörten Tiefe. Kein Lachen und kein Gruß vor jedem Fremden, weder anderen. Denn die Gemeinde dieser Ausgestoßenen ist wahrhaft exklusiv. Die großen, graumalen Räte des Wanderns und der Nahtheit, der Vöster und Verbreiten haben sie alle umschmeidet wie mit häßlichen Ketten, Männer, Frauen und Kinder, in Lumpen und mit Blößen, vermahlost und verkommen. Daß und Verachtung schwelen. Jeder sitzen die Meßer. Staat und Gesellschaft, Volk oder Menschheit haben hier keinen Klang, sind nicht geschaffen für diese Stätte einer eigenen Wildheit. Abwärts im Leben, abwärts im Verderben ist für sie alle Geheiß für Menschen ohne Titel und ohne Stand und Rang. Ohne Mittel. Ohne Recht und ohne Anpruch. Ohne Heimat. Dht ohne Namen sogar. Ein Knurren ist in dem Schweigen.

Klaus knurrt gegen eine Rotte halbwüchsiger Knaben, die Steine zusammenklauben. Ein paar Burtschen hinter ihnen fixieren zu uns her, verwegene Gesellen mit zerzausten Schetteln, mit Märdern der Gewalt, des Raubes und der Beute; warten versträufte Arme auf den ersten schwirrenden, wohlgezielten Wurf.

Wir gehen langsam und vorsichtig zurück.

Man geht nicht schnell und sorglos durch die unbarmherzige Sonne, durch wüste Verfallenenheiten, lähmendes Erschauern. Naht stehen am Leib die Kleider. Verstummt ist fast jedes Gepräch. Nur zumellen ein Wort, halblaut gemurmelt zur Warnung und zur Abwehr, wie voll böser Gedanken. Dampf hinter uns fällt ein Stein. Und ein fragender Lärm von Blicken, ratlos, hilflos, nutzlos. Trauerweiden; nichts als Trauerweiden, die mit hängenden Zweigen gebeugt nach unten stehen. Der einzige Baum, der in der Boca wächst. Als wollte die Natur mit unheimlicher Behörde ein großes Schicksal hängen.

Und nirgends ein Tier. Nirgends ein Vogelruf.

Nur immer um uns diese zermalnende Stille.

Es mag wohl sein, daß so auch ein Mensch hier endet, zerritten und zerföhnt unter einem Trauerbaum oder hinter verwehtem Busch. Einer von jenen vielleicht, die in einem Bett zur Ruhe gehen können, die ihr tägliches Essen und einen Anzug haben. Ein heillosen Unfall hat ihn in das Quartier der Vergeffenen geführt. Man mag ihn lange suchen. Die Boca ist weit und groß. Die Boca ist ein Schlund — der Pantytramp hat so gesagt. Aber der Lärm von Kindern hallt hinter uns her aus dem Schlund.

Mit düstigem Blau färbt sich der reine Himmel. Ueber Buenos-Aires sinkt mild und lieblich der Abend.

Noch in Dod Sud, zwischen Häusern und in Gassen, wie sie Menschen bauen, im tosenden Getümmel des Verkehrs, noch in der Trambahn, die rüttelnd der Fahrt durch lichtvolle Aveniden, über prunfende Plätze: mir ist, als hörte ich fernher gleich einer Beschönigung schuldbeloses Kinderlachen.

„Wie war es?“ fragte mich der alte Pantytramp.

„Ich habe Menschen gesehen, die kaum mehr wissen, daß sie Menschen sind“, gab ich ihm zur Antwort.

Er sagte nichts darauf, ging fort von mir und fuhr sich mit der Hand verfohlen über die Augen. Was sollte er auch sagen, wenn man seinen jüngsten Sohn, dort, in der Boca... Mein! Das gehört nicht hierher. Das war ja alles viel später, in einer dunklen Nacht, wo jeder unkenntlich blieb bei einer mühsamen Weichte. In einer Nacht, wo sich das Bild der Boca wieder in Schmerzen gebar und noch in meine Träume gaultete als gespenstisches, banges Gesicht.

Der schimmernden Weltstadt zweites, verzerrtes Gesicht.

Es hat nur Schreden und Räte in allen seinen Zügen.

frähen mit wiederemem Geklächer und ungläublichem Spektakel mit langen eisernen Schöpfköpfen in zwei riesigen leeren irdenen Milchbüchsen. Auf Knopf des Gerichtsbeamten halten sie sofort ein, nun verließ der mit feierlicher Stimme, daß Frau Margarete Behn heute vom Wurstbratzergericht verurteilt worden ist, ein Trümm von ihrer fetten Sau und eine Portion ihrer guten Würste dem Wurstbratzerkomitee abzuliefern. Sollte sich aber, wider Erwartung die ehrengedachte Bürgerin dessen verweigern, so würden ihr jetzt und innerhalb der nächsten zehn Minuten ihre sämtlichen Ferkel eingeschlagen werden.

„Was wollte die Was Maig gegen solch einen Unfug — wie sie wütend den alten halbvergeffenen Brauch nannte — machen? Das halbe Stöcklein stand ja lachend und neugierig hinter den Vermummten, so mußte sie halt wohl oder übel ein paar Würstspieße abstrüpfen und auch ein Trümm von ihrer schönen Sau hergeben, wenn auch ihr halbes Herz dabei mitging. Sie lachte zwar dabei, aber ihr Lachen war nicht echt, so wenig wie das der Margret, die, scheinbar so nahe am Ziel, wütend genug war über die bloße Bände. Und da hört sie dazu jetzt auch noch eine Fiakern, deren Stimme für sie wie eine Peitsche ist. Und nun erkennt sie die Schidnig der Nacht und auch die zwei sonderbaren Wurstbratzerbuben. Die Rehhäuserdreia ist und die zwei Buben sind die Gohhardtstifts und die Tremelstade. Sie meckern wie die Weihen, wohl über ihre eigene Dummheit. So einen altmodischen Kram noch anzustellen, heuteutage, das ist ihnen gleich.“

„Kommen Sie, Herr Häublein, gehu wir nun jetzt wieder rein, sonst wird unser Essen kalt“, sagt die Margret nun süßlicher zu ihrem Hofmeier. Aber der lacht noch immer, lacht, daß er sich den Bauch halten muß und würgt endlich schluchend heraus: Dank schön, Frau! Margret, aber ich kann nimmer mehr ein und wenn Sie's gestatt'n, geh ich mit der Wurst jetzt fort. Mein Lohn können sie mir ja morgen zuschicken!

Dabei schlüpfte er bereits in seine Toppe, jetzt seine Kappe an, ließ seine Wursttrichter zusammen und steht schon neben der Gohhardtstifts, die in ihren engen Knieböden wie ein rechter Knäusub aussteht. „So ein Unfug für ein besseres Mädchen“, mannt die Was Maig und schließt ihre Haustür überlaut von innen. Dieser Unfug ist nun der Metzgerkump ganz und gar nicht, im Gegenteil, er findet, daß die Thres ganz prächtig gestellt ist und sie gefällt ihm außerordentlich. Bis spät nach Mitternacht ist er mit ihr dann noch beknammend, in der großen geräumigen Gohhardtstube und gelangt haben sie, wie der Kump am Steden. Ehe aber in dieser Nacht der Metzgerkump heimzugehen, hält er zum zweiten Male an dem Tag — ein hübsches Mädchen im Arm. Aber diesmal ist es eine, auf die er schon lange ein Auge geworfen hat. Und was er ihr sagt, muß ihr wohl sehr gefallen, denn sie läßt den Kopf auf seine Schulter sinken, als sei er zu schwer von al dem, was er lassen muß in dieser Stunde.

Sie ist schon manches tolle Jahr seine Frau, die lustige Gohhardtstifts und er kommt täglich mit ihr vorwärts und sehr gut mit ihr aus. Seine zwei Buben sind drum und dunkelgültig wie er.

Aber wer weiß, wie es gekommen wäre an dem demühten Abend, wäre der Thres in ihrer Eiferluht nicht der alte Brauch des Wurstbratzens eingestiegen, der zu dem ihrem jungen Uebermut, am beknammten Geis der Was Maig gemessen, einen tüchtigen Saß verbrachte und den Metzger von der schönen Margret weglockte in die offenen Arme derjenigen, die für ihn bestimmt war.

## DAS EWIGE

Wir kennen keinen Sieg und kein Ziel,  
unser Sieg, unser Ziel ist der Kampf,  
und das Schwert in der Faust und ein Segel am Stiel  
und des Pflughalters schwellender Dampf.

Unser Sieg ist die Tat, die uns aufwärtshebt,  
unser Ziel überwindet die Zeit,  
denn in der Fahne, die vor uns schwebt,  
lebt die Unsterblichkeit.

Herbert Böhm

tert vor Angst wie Epenlaub. Der Metzger aber steht kerzengerade in der Stube. Mit seine Heldeneigenschaft beginnen er erwachen, und wie nun die Margret, weiß wie ein Gespenst, gerade umfinken will, da packt er sie so fest mit seinen beiden Armen, wie heute der Was Maig ihre Sau, als er sie aufs Krummholz hob. Der Kopf der Margret liegt auf seiner Schulter, ihre gekräuselten Haare riechen gut und ihr halboffener Mund ist dicht vor seinem schwarzen Schnurrbart.

Dem Metzger, der doch ein echtes Mannsbild ist, fiel sofort, trotz des ungeklärten Schredens, allerlei bummles Zeug ein, als es plötzlich noch einmal so scharflich fracht. Das wird ihm nun aber doch zu dumm, während läßt er die Margret los, reißt mit ungläublicher Tapferkeit zuerst die Embenstür auf, dann die Haustür, denn — beim letzten Schlag hat er gehört, daß der Spektakel von draußen kommt. Möglichst aber schreit er aufschauend gradhinaus und aller Horn verflücht ihm im Ru. Die Was Maig zukt er her und sagt ihr, sie soll doch einmal die formliche Gesellschaft betradten, die da vor ihrer Tür steht.

Dort steht stehen ein Nachtwächter mit Dreifüß und brummender Stimme wie flackernde Laterne dem Metzger vor die Nase und Kampf ungeduldig mit seinem Spiel das Pflaster. Daneben steht ein Gerichtsmensch im Dranal, der am linken Arm eine „Königin der Nacht“ eingehängt hat. Untern rechts aber eine große weiße Papiertrolle trägt, die er sofort feierlich entrollt. Vor der Haustreppe aber lauern zwei maskierte Buben und

# ANDRIEAS HOFER

EIN DEUTSCHER FREIHEITSKÄMPFER  
ZU SEINEM 125. TODESTAG

In der Geschichte des deutschen Volkes ist es immer wieder die überragende Einzelpersönlichkeit, die bewußt oder unbewußt deutsches Schicksal gestaltet hat. So ist auch die Gestalt Andreas Hofers, des heldenmütigen Führers der Tiroler im Volksthum gegen Napoleon, zu einem Begriff geworden, der untrennbar mit dem Freiheitskampf des Deutschthums gegen den forstlichen Eroberer verknüpft ist.

Am 22. November 1767 wurde Andreas Hofer im Gasthaus „Am Sand“ bei St. Leonhard im Pustertal geboren. Hier hatten seine Vorfahren schon seit Generationen als „Sandwirte“ gewohnt und auch Andreas Hofer betrieb das Gewerbe seiner Väter weiter. Neben seinem Beruf als Gastwirt unterhielt er noch einen Handel mit Pferden und Wein, der sich bis zur bairischen und italienischen Grenze erstreckte. Nicht zum wenigsten durch diesen ausgedehnten Handel wurde Hofer bald in ganz Tirol eine bekannte Persönlichkeit, umso mehr, als seine äußere Erscheinung und sein Wesen stark vom Herkömmlichen abwich. Zeitgenossen schildern ihn als einen Mann von breiter Gestalt, dessen Stolz ein ungewöhnlich langer schwarzer Bart war. Sein Charakter wird als ehrlich und offen gekennzeichnet, gerade in dieser Natürlichkeit muß, nach den Aussagen seiner Kampfgenossen, der starke Einfluß gelegen haben, den Andreas Hofer im Volke gewann und zu erhalten wußte. Schon als Sprecher seiner Gemeinde zeigte er gefunden Mutterwitz und eine Urteilskraft von größter Selbstständigkeit. Im Jahre 1790 wurde er Abgeordneter des Pustertal-Tales, ohne jedoch in den fruchtlosen Sitzungen des Landtages zu Innsbruck sonderlich hervorzutreten. Sechs Jahre später zog Andreas Hofer zur Verteidigung der Landesgrenzen gegen die Franzosen mit dem Pustertal-Landsturm aus. Bald wurde er Führer einer Schützenkompanie und erwarb sich hier als Hauptmann im Kampf gegen die Napoleonische Armee einen geachteten Namen. Ungeachtet der Tapferkeit der Tiroler Bauern erlitt jedoch das österreichische Heer im Jahre 1805 gegen die französische Armee unter Marschall Ney schwere Niederlagen.

Der Plan zur Befreiung Tirols wurde im Jahre 1805 auf Veranlassung und unter Leitung des Freiherrn von Hormayr ausgearbeitet. Zu den wenigen, die zur Mitarbeit herangezogen wurden, zählte auch Andreas Hofer, der Sandwirt aus dem Pustertal. Durch mündliche Mitteilung sollte der Plan allen heimattreuen Tirolern bekanntgegeben und diese zur Teilnahme an dem Aufstand herangezogen werden. Am 8. April 1809 erließ Andreas Hofer in seinem Tal den ob seiner lakonischen Art berühmt gewordenen Aufruf „Morgen wird für Gott, Kaiser und Vaterland ausgezogen und jedermann ermahnt brav dreinzufolgen.“ Als dann am folgenden Tag ein französisches Korps unter Führung des Generals Chabrier das Pustertal erreicht hatte, zogen unter dem Geläut der Sturmglocken aus allen Tälern, von allen Bergen bewaffnete Bauern herbei. An der Spitze der Pustertaler hatte Hofer im Sterzinger Moos den ersten Zusammenstoß mit dem Feinde. Um die feindlichen Kanonenschiffe unschädlich zu machen, ließ Hofer zur Deckung seiner Schützen Heuwagen vorfahren. Nach erbittertem Kampfe wurde die Stellung des Gegners gesprengt. Mit diesem ersten Erfolg über einen zahlen- und waffenmäßig überlegenen Gegner war der Grundstein gelegt für das beispiellose blinde Vertrauen, das die Tiroler Bauern in ihren Führer Andreas Hofer setzten. In Massen strömten ihm nun Anhänger und Mitkämpfer zu. Europa begann anzuhorchen, denn zu dem Anfangserfolg gefellten sich weitere Erfolge und es schien, als ob hier in Tirol die Macht und der Eroberungsdrang Napoleons endgültig zerbrochen würde. Mit einer besonderen, durch die Natur des Tiroler Landes begünstigten und dieser angepassten Taktik zogen die von Jugend auf an Gefahren und körperliche Strapazen gewohnten Tiroler Bauern dem Feind entgegen, lauerten ihm in kleinen Gruppen in Wäldern und hinter Geshöften auf und zogen sich, wenn die Uebermacht zu groß wurde, auf die Höhen zurück. Bog die feindliche Heeresmacht durch das Tal, so begannen die Berge zu dröhnen; Felsstürme und Baumstämme rollten, Tod und Verderben bringend, in die Tiefe. Und was die Steinklammern nicht vernichteten, das wurde eine sichere Beute der Tiroler Scharfschützen. Auch die erfahrenste Kriegsführung vermochte gegen die Taktik nichts auszurichten. Seinen Abschluß fand dieser erste Tiroler Aufstand mit der Einnahme von Innsbruck durch Speckbacher, dem Befehlshaber Andreas Hofers. Aber diese erste Befreiung Tirols war nur von kurzer Dauer, denn nach dem unglücklichen Feldzug Erzherzog Karls in Bayern und bei dem schnellen Vordringen Napoleons gegen Wien fiel Tirol wieder in die Gewalt Napoleons und Brebes. Am 19. Mai 1809 rückte Brebe mit seinen Truppen wieder in Innsbruck ein.

Der Wille zu kämpfen und zu siegen aber war Hofer und seinen Getreuen nicht genommen. Auf neue läuteten die Sturmglocken, von den Kanzeln predigten die Priester den Kampf und wiederum schwebte der Wille Andreas Hofers die Tiroler Bauern zu einer neuen starken Einheit zusammen. Bejn Tage nach dem Einzug Brebes in Innsbruck begann der Kampf um den Besitz des benachbarten Berges Jisel. Als der Gegner die Höhen erklümt hatte, stellte sich Hofer selbst an die Spitze seiner Getreuen und bei Einbruch der Nacht war der Sieg auf Seiten der Tiroler Bauern. Tirol war wiederum frei. Die Hoffnung Andreas Hofers, Unterstützung durch österreichische Truppen zu erhalten, erfüllte sich jedoch nicht. Im Gegenteile in dem Waffenstillstand zu Znaim, den Oesterreich am 17. Juni mit Napoleon abschloß, wurde Tirol preisgegeben, nachdem noch wenige Wochen vorher der Kaiser von Oesterreich in einem Hand schreiben seinen „geliebten“ Tirolern versichert hatte, daß er keinen anderen Frieden unterzeichnen werde, als den, der Tirol untrennbar an seine Monarchie knüpfte. Tirol war von der Waffenruhe ausgeschlossen und Napoleon, aufs äußerste durch die von den Tiroler Bauern seinen Waffen angetane Schmach



Auf der Höhe des Sieges: Ueberreichung der Ehrenkette des Kaisers an Hofer in der Hofburg zu Innsbruck

erbittert, ließ das ganze siebente Armeekorps unter Marschall Desobvre in Tirol einrücken. Aber das Unfassbare geschah, Andreas Hofer nahm den Kampf auf, in allen Tälern ließ er das Aufgebot zum Schutz des Vaterlandes und der heiligen Religion verkünden. Desobvre mußte sich bald überzeugen, daß er hier einem Gegner gegenüberstand, der in seiner fanatischen Liebe zur Heimat das Unmögliche möglich machte und nur ein Ziel kannte, die Freiheit Tirols. Wieder kam es am Berge Jisel am 13. August 1809 zum Entscheidungskampf und wieder mußte Napoleons Adler eine neue Demütigung erfahren. Desobvre wurde geschlagen und zwei Tage nach diesem Sieg war auch Innsbruck vom Feinde befreit.

Der Sieg über Desobvre machte Andreas Hofer zum Oberkommandanten von Tirol. Von Hormayr unterstützt führte er die Militär- und Zivilverwaltung. Seiner tiefen Religiosität entsprechend, traf er vor allem Maßnahmen, um die der Religion drohenden Gefahren abzuwenden und den Besuch des Gottesdienstes zu heben. Vom Kaiser durch eine goldene Ehrenkette und durch ein Geschenk von 3000 Dukaten ausgezeichnet, führte er die Verwaltung Tirols bis zum Frieden von Wien am 14. Oktober 1809.

Mit dem Wiener Frieden begann die Tragödie Andreas Hofers und seines heldenmütigen, aber ausschließlichen Kampfes. Unter dem Vorbehalt einer allgemeinen Amnestie war Tirol durch den Wiener Frieden dem Feinde von Oesterreich überantwortet worden. Am 2.

November 1809 mußte sich Andreas Hofer zu Steinach unterwerfen. Auch an seine Mitkämpfer ließ er die Aufforderung ergehen, die Waffen niederzulegen. Jedoch durch falsche Nachrichten von neuen österreichischen Siegen getäuscht und angetrieben von seinem Berater, dem Kapuziner Haspinger, nahm Hofer den Kampf von neuem auf und rief am 12. November 1809 die Bewohner des Oberinntals und Vinschgauens nochmals zu den Waffen. Zum letzten Male errang er einen blutigen Erfolg über General Hulca. Aber unanfechtbar drangen

die Feinde vor und der für vogelfrei erklärte Führer des Aufstandes mußte fliehen.

Das Anerbieten des französischen Oberbefehlshabers, sich gegen verbürgten Schutz seines Lebens freiwillig zu stellen, lehnte Andreas Hofer schroff ab, ebensowenig wie er zur Flucht aus Tirol zu bewegen war. Nur mit Mühe veranlaßten seine Freunde, daß er seine erste Zufluchtsstätte, den gefährlichen Pfandlerhof bei Brandach verließ, um sich in einer besser gesicherten Alpbütte am Eingang ins Hochland Fartsis zu verbergen. Ein Pustertaler, der Herräter Josef Raffel, fand das Versteck und trotz der Bitten des Flüchtlings ihn nicht zu verraten, führte der Kunde am 27. Jan. 1810 eine Schar italienischer Soldaten über die Bergpfade, um den auf Hofers Kopf ausgelegten Blutlohn zu verdienen. Schwere Gefesselt wurde Andreas Hofer nach Mantua geschafft. Die Stimmen des Kriegesgerichts zu Mantua waren geteilt, jedoch auf Befehl Napoleons lautete das Urteil auf Tod durch Erschießen binnen 24 Stunden.

Am Morgen des 20. Februar 1810, vor nunmehr 125 Jahren, trat Andreas Hofer seinen letzten Gang an. Noch auf dem Wege zum Exekutionsplatz, sprach er den in den Kalematten eingekerkerten Tirolern Mut zu. Auf der breiten Bastion der Porta Ceresia angelangt, lehnte er es ab, sich die Augen verbinden zu lassen. Er selbst kommandierte mit seiner Stimme Feuer. 12 Schüsse gingen fehl und erst der dreizehnte Schuß machte seinem Leben ein Ende. Seine Leiche wurde zunächst im Garten des Pfarrers der Stadelle beigesetzt, von dort aus wurde sie dann am 21. Februar 1828 feierlich in das Grabmal der Hofkirche zu Innsbruck überführt.



Andreas Hofer am Vorabend der Schlacht am Berge Jisel. Ausnahmen nach Gemälden von Desfogger

## Der Blutweg der IMRO

Die Geschichte der großen Verschwörerorganisation auf dem Balkan. Von Pan

Seit Iwan Mihailoffs Wahl ins „Zentralkomitee“ haben sich die Dinge erheblich geändert. Er schaffte die alljährlich stattfindenden Kongresse der Geheimvereine der Mitgliedschaften ab und verbat sich jede Kontrolle von Seiten der Organisation. Das „Zentralkomitee“ nahm also seit 1924 unter seinem Einfluß eine völlig diktatorische Stellung ein. Das konnte sich Mihailoff in der Tat auch leisten — hinter ihm stand ja die bewaffnete Macht der Bewegung. Er war selbst der radikalste Aktivist der Organisation, während Protogeroff und das „Komitee von jenseits der Grenze“ für eine gemäßigtere Politik waren.

### Mord im Burgtheater

Die Klust in der Organisation ist da. Wieviel Leichen sind notwendig, sie auszufüllen? Iwan Mihailoff spricht nicht davon. Er lächelt nur. Zuerst die alten Rechnungen begleichen, meint er, das andere kommt schon von selbst. Da lebte ja noch der Föderalist Panitsa, der Verräter. Ganz gemächlich hatte er sich in Wien eingerichtet und spielte das unschuldige Lamm. „Er ist eine Komitabschiffung nicht wert, ihn muß eine Frau umbringen“, sagte Wanktsche. Die Frau findet sich auch — ein junges Mädchen, Mentische Karnitschewa mit Namen. Es reist nach Wien und findet als gutes mazedonisches Kind liebevolle Aufnahme in der Familie Panitsa. Wochelang lebt Fräulein Karnitschewa bei Panitsa, es ist das liebevollste Mädchen von der Welt.

Nach der alten Komitabschifftradition darf der Verräter nicht in seiner Wohnung umgebracht werden. Also wartet Fräulein Karnitschewa auf den günstigen Augenblick. Im Wiener Burgtheater wird „Peer Gynt“ gegeben. Fräu-

lein Karnitschewa und Panitsa sitzen in der Loge und verfolgen gespannt die Sturmjahren auf der Bühne. Als der Varr da seinen Höhepunkt erreicht hat, zieht Fräulein Karnitschewa ihren Browning aus der Tasche und schießt auf ihren Gastgeber Panitsa... einmal, zweimal, dreimal, bis er tot ist. Erst nachdem es sich ganz und gar davon überzeugt hat, läßt sich das Mädchen festnehmen. Es ist aber lungentkrank, man entläßt es bald aus dem Gefängnis. Mentische Karnitschewa kehrt nach Sofia zurück und heiratet Iwan Mihailoff.

### Eine Serie von Mordtaten

Solch ein Beispiel wirkt ungemein stark. Die Sympathien der alten Rebellen und Boiwoden sind auf Mihailoffs Seite, obwohl er den Kleinrieg in den mazedonischen Bergen gar nicht fortzusetzen gedenkt. „Es lohnt sich nicht“, meint Wanktsche, „es wäre wohl besser, eine Anzahl erprobter Attentäter in die südöstlichen Städte loszulassen. Sie werden bessere Sache machen.“ Gesagt, getan. Was nun folgt, ist eine Serie von Attentaten. Eisenbahnbrücken fliegen in die Luft, Züge werden auf offener Strecke überfallen und beraubt, Brandschätzungen sind an der Tagesordnung. Aber das ist immer noch nicht genug. Auch hohe serbische Beamte müssen daran glauben.

Wanktsche Mihailoff ist aus Schtip. Dort regiert der serbische Brigadegeneral Rowatschewitsch. Er hat alle Ursache, die Komitabschiffung und die ungehorhamen Mazedonier hart anzupacken. Aber mit Wanktsche kann man nicht spaßen. Das Todesurteil gegen den General fliegt vom Pirinns nach Schtip. Eines Abends wird der General auf seinem Spaziergang von einem Abgesandten Wanktsches mit drei Pistolenkugeln niedergestreckt. Dafür müssen die

Eltern Wanktsches büßen. Die amtliche Meldung lautet: „Sie sind auf der Flucht erschossen worden.“ Iwan Mihailoff rewanziert sich sofort. Ergebnis: Ermordung des Untersuchungsrichters Prelitsch in Skopje. Mordversuch auf den Chef der Belgrader Polizei, Schika Lastitsch, weitere Attentate und Mordanschläge.

### 15 Schüsse!

Dann hörte der Kampf in Südwesten für eine Weile auf. Iwan Mihailoff hat in Bulgarien mit seinen eigenen Brüdern genug zu tun. Er will zunächst die alte Rechnung mit General Protogeroff erledigen. Der alte General will Ruhe haben, er ist für eine gemäßigtere IMRO-Politik. Wanktsche denkt gar nicht daran, sich zu mäßigen. Ja, er beschuldigt offen Protogeroff, den Mord an Todor Alexandroff angeflücht zu haben. Der Kampf zwischen den beiden nimmt bedeutende Formen an. Protogeroff sucht Anschluß an die bulgarische Regierung und seinen Landsmann, den Ministerpräsidenten Vlastischeff. Daburch verschlechtert er nur noch mehr seine Position in der Organisation. Andere Gründe kommen ebenfalls hinzu, die Mihailoff veranlassen, das Todesurteil gegen seinen Kollegen Protogeroff eigenmächtig zu fällen. Der General wurde dann wenige Stunden darauf von 15 Revolverkugeln auf der Straße in Sofia tödlich getroffen. Das war im Juni 1928.

Iwan Mihailoff, der sich übrigens offen zum Mord bekannte, flog nach Petritsch, um mit seinen Boiwoden dort die weitere Aktion gegen die Protogeroff-Anhänger vorzubereiten. Der blutige Aufstand zu dem entloznen Bruderkampf war getan. (Schluß folgt.)

# Kölner Karneval

nicht und fertig

Man hat den Karneval in Köln, den „Fastelovend en Köllen am Ring“, als das einzigartige Karnevalsfest im ganzen Rheinland schon im 13. Jahrhundert mit allem erdenklichen Pomp gefeiert. Damals bewegte sich der Karneval mehr in den Häusern als auf der Straße. Im heutigen berühmten Rosenmontagszug, in den erst im Dritten Reich wieder aus alter Zeit erfindenen „Weedelszüge“, den karnevalistischen Wagen und Gruppen der einzelnen Stadtviertel, und in der Weiberfastnacht in der Woche vor Fastnachtsdienstag hat sich noch vieles ursprünglich von alten Gebräuchen des Straßenkarnevals dieser Stadt erhalten. In den wülflichen Gassen der Altstadt, um den wunderbaren alten Rathausbau herum, in nächster Nähe des gotischen Bunderwerks des Domes treiben sich heute wie vor vielen hundert Jahren die ausgelassenen, lärmenden Fastelovendsgeden in Masken und bunt leuchtenden Gewändern herum.

Drei Tage „Nebelst“ ist dieses Alt-Köln, das die ganze Stadt, mit in den unbeschreiblichen Trübel der edlen Nartheit reißt. In der Gegend des Heumarkts und des Altermarkts finden sich die bekannten Kölner Marktweiber und Dienstmänner zusammen, um mit berdem Wis und spitzgeschliffener Zunge mit jedermann, der sich dort einführt, einige Stunden lang Schabernack auf ihre Art zu treiben. Tanzen, Singen, Schunkeln dringt von den überfüllten Gaststuben in die engen Gassen, die zum Rhein hinab führen und läßt alle, die sich einmal in die hochgehenden Bogen dieses echten kölschen „Fastelovends“ begeben haben, mit rheinischer Gemütlichkeit und echtem Humor an dem großen historischen Volksfest teilhaben.

Im Ballsaal wie auf den Plätzen der Stadt begegnen wir den „Kölschen Funken“, jenem zu fröhlichen Tänzen und lärmenden Umzügen stets bereiten Korps der Narren, das bei vielen der großen Karnevalsgesellschaften immer von neuem inmitten der tanzenden Menge Aufstellung nimmt und selbst mit allerlei seltsamen Tänzen den sogenannten „Stippesüßchen“ und anderen Redereien die Festesfreude erhöht. Einzig auf der Welt wird es sein, daß aus einem richtigen Stadtsoldatenkorps des 17. Jahrhunderts, von dem sich eine Fülle von Anekdoten überliefert hat, ein Narrenkorps wurde.

Wolke zwei Monate regiert in diesem Jahr Prinz Karneval. Es mag schon etwas heißen, wenn allein von den 30 anerkannten Kölner Karnevalsgesellschaften in dieser Zeit 225 Maskenbälle und Sitzungen stattfinden, wobei jedes Fest ein Ereignis für sich mit besonderer meist geschichtlicher Eigenart darstellt. Die Tradition des alten bürgerlichen und volkstümlichen Karnevals wurde, um nur die ältesten zu nennen, von der „Gro-

ßen Kölner Karnevalsgesellschaft“ von 1828 anerkannt aufgenommen, zur gleichen Zeit auch von den „Kölschen Funken Rut-Wieß von 1828“ und 1852 von der Großen Karnevalsgesellschaft „Greesberger“. Sie und einige jüngeren, bodenständigen Pflegestätten des alten Kölner Karnevalstreibens und seiner Maskenbälle geben in diesen Wochen der Stadt ihr Gepräge. Gut zehn Veranstaltungen stehen auf ihrem Plan, im Gegensatz zu dem in neuerer Zeit erst erfindenen, nun auch schon „traditionellen“ Ball der Presse, des D.V.C. Paradiesvogel, des Bohnenballs (der allerdings als alter Kölner Familienball bis ins 16. Jahrhundert zurückreicht), Muboba (Ball der Muffelhochschule) und der Stadt. Wähen Kölns. Ein ganz außerordentliches Ereignis stellt sich dieser Auswahl berühmter Kölscher Fastelovendsbälle in diesem Jahr hinzu: Das Ballfest „Lachende Kunst“ der Münchener in der großen, 20000 Personen fassenden Messe-Halle. Am 16. Februar besuchte der Münchener Fasching die karnevalslustige Domstadt. Die gesamte Karnehalle mit ihrem Prinzenpaar Elise und Paul von Theatralen und eine große Zahl künstlerischen und närrischen Gesellschafter aus München hat den Kölnern dieses einzigartige Fest bereitet, das in diesem Ausmaß in Deutschland bisher kaum stattgefunden hat.

Fastnachtschmuck, Karnevalslieder, Maskenzüge und Volkstreiben in Alt-Köln, Rappensfahrten und Fischessen am Heumarkt haben in dieser lebensfrohen Stadt ihre Geschichte. Nichts ist von anderswo herbeigebracht und abgelauscht, alles unmittelbar aus echtem Volkstum gewachsen und dann im Laufe der Zeiten, meist durch den launischen Zufall in allerlei heitere Gestalten und bunte Bilder eingepreßt worden. Eine Fülle von Erlebnissen, die unserer Gegenwart entstammen, sind durch Presse, Film und Rundfunk aus dem heiteren Köln dieser Tage in alle Welt gedrungen. Und unzählige besuchten diese Stadt, wenn sie, gleichsam alle Sorgen vergessend, eine kurze Zeitlang, aber dafür um so leidenschaftlicher dem närrischen Prinzen Karneval huldigten. Deshalb sei hier noch einiges vom Karneval im alten Köln erzählt, aus den

wenigen Berichten längst vergangener Zeit, die den eigentlichen Anfang mit dem jetzigen Fastelovend machte, wenn sie auch noch keinen Michel Hollmann, Fritz Maas, Jupp Morher oder Servatius Fuffenhoven (einige der bekannten Präsidenten großer Kölner Karnevalsgesellschaften) befaß.

Der Berichterstatter aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (die bekannte Zimmerische Chronik) erzählt vom Kölner Karneval: „In keiner Zeit lebte man prächtiger als in der Fastnacht. Da war nichts außerhalb oder innerhalb der Speisekammer, das nicht hervor mußte: kalte Fische, kalte Suppen, Konfette und die besten Weine vom Rheintrum und von der Mosel. In der Fastnacht, wenn die reichen Bürger zu Köln große Bankette halten (das geschieht gewöhnlich nach Mitternacht um 2 Uhr und währt bis 4 Uhr, alsdann scheidet man voneinander) bededete einmal Graf Christoph von Gleichen die beiden Brüder Zimmern, daß sie maskiert mit ihm zu einem reichen Bürger gehen sollten. Sie trugen grüne Hüfen und

Einwohner, und man hat Köln in dieser Hinsicht sehr richtig das Venedig von Deutschland genannt. Während dieser Tage wird allenthalben gelacht und gejauchet. Die Häuser stehen den Masken offen, sie werden überall mit Höflichkeit empfangen... Vielleicht sieht mancher mit einem Blick, was er durch jahrelanges Forschen nicht erkannt haben würde, und in dem Augenblick, wo er unter seiner Larve hervor sein freigeschendes Gesicht erkennen läßt, schämt er sich vielleicht mit einem lange Verkannten aus oder läßt den Gedanken von Mätung und von Freundschaft. Glückselig die Stadt, wo dieses oft der Fall wäre, da müßte geschwind mehr als ein Karneval im Jahr angeordnet werden, um mit den Häusern der Bürger auch ihre Herzen gegeneinander zu öffnen... Zur Geschichte des diesjährigen Karnevals gehört auch, daß die Bälle gedrängt voll waren, daß viel geschminkt, wenig getanzt, daß mancher Husten, manche Heiserkeit hier eingeleitet ward, daß bei noch dauernem Ball heute die erste Frühmesse läutete, daß nach seinem Ende das Aischenkreuz-



Die Kölner Prinzengarde auf dem Markt Aufnahme: Bertelsmann Köln



kurze Röcke, auch grüne Hüte, alles nach weibmännlicher Art, wollten Bogler vorstellen. Jeder trug, was zu dem Handwerk dienlich war, der eine einen Habsicht auf der Hand, der andre einen Kloben, der dritte eine Tafel mit Hüfnergarn und so fort. Nachdem es nun über Mitternacht war, zogen sie sich an und zogen mit kühler Musik über die Gassen. Als man an das Haus kam und anklopfte, gab sich der Führer zu erkennen und sagte, die andern seien alle Grafen und Herren, kämen in aller Freundschaft und ihnen zu Ehren. Also empfing man sie ganz freundlich und gab ihnen den Vortanz. Darauf wurde bis vier Uhr gelantz bei reichlichem Mahle, wobei Silbergeschirr im Werte von 30000 Gulden auf den Tisch kam, man hörte „treffliche Musik, freundliches Gespräch und hatte die Wahl zwischen kalten und warmen Schlederbisquit, Bier, Wein, Obst und vielerlei Geflügel.

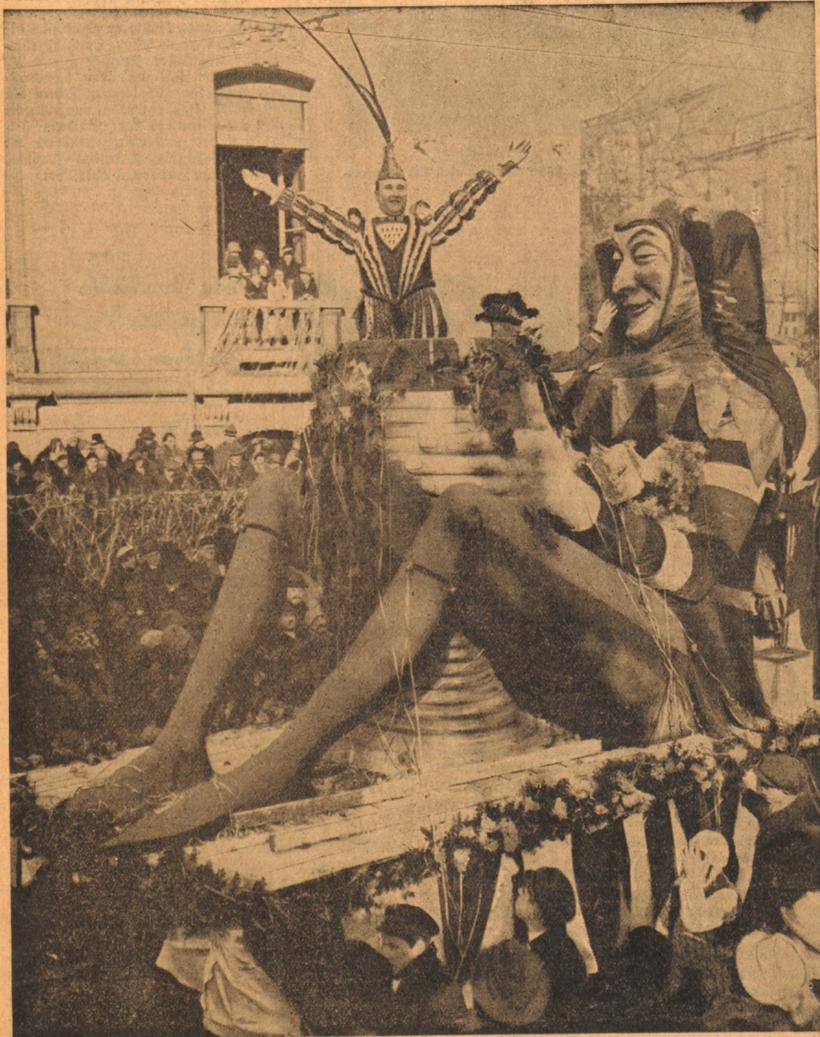
Ein geschichtlich lebhaftes Bild aus dem Karnevalslieben in Köln im 18. Jahrhundert gibt uns der damalige russische Staatsrat Faber. Er schreibt: „Von jeher war der Karneval zu Köln einzig in seiner Art. Der Hang zum Maskieren war ein wesentlicher Charakterzug seiner

den von manchem bußfertigen Sünder geholt ward und daß nach Tische die ganze elegante Welt nach dem Thürmchen in solcher Menge strömte, daß es dort mehr als je an Stühlen und Tischen fehlte und der Kaffee länger als je auf sich warten ließ.“

Es bleibt uns heute nur die Bemerkung, daß es im Köln der Gegenwart nicht anders ist, daß es auf den bis Mitte Februar stattgefundenen 30 großen Maskenbällen „gedrängt voll“ war und zur Freude der Kölner so bleiben wird.

Das närrische Köln hat auch zur Franzosenzeit seinen Karneval nicht aufgegeben. Die „maskierten Bälle“ mit ihren „Charaktermasken“ hebt ein Bericht von 1804 hervor, er lobt die Kindergesellschaften und schreibt: „Die Karnevalstage sind hier besser ausgefallen als man hätte erwarten sollen... Man kann nicht verkennen, daß in Köln ein hergebrachtes Maskenweien herrscht.“

Vielseitig ist der Karneval in Köln. Man kennt ihn nicht, wenn man nicht in jenes närrische „Maas Kölle!“ oder „Alt Kölle muß lewe!“ selbst mit einstimmt, oder eine der fastbekanntesten Reden aus der „Witt“ hört, die „Kölschen Krätzchen“ mitlang und sich eines jener „Stückelcher“ und „Verälscher“ in waischem Kölsch erzählen ließ. Man muß einmal mit den „Kölschen Funken“ getanzt haben, bei den „Greesbergern“, bei den „Närrischen Insulanern“, bei den „Blometörge“ gewesen sein oder in der Weiberfastnacht, und nicht zuletzt am Rosenmontag mit Kölschen Jung und Mädchen den Zug durch die Stadt begleitet haben. Hier ist echte Fastelovend, die man nicht in jedem Ballsaal erleben kann. Hier hat der Volks- und Straßenkarneval das Wort. Hier entsteht auch der Ruf: „Schlagt dem Griesgram op de Pfaat, en Kölle weed ne Bog gemacht.“ Anselm M. Schmitt.



Prinz Karneval zu Köln im Portal des Till Eulenspiegel

Aufnahme: Presse-Photo

## Wie werde ich - unenergisch?

Von Julius Kreis

Die Zeit, in der wir leben, ist freilich nicht dazu angetan, Nährboden für eine behaglich-gemütliche Spitzweg-Ideologie zu sein, aber, Hand aufs Herz, wird nicht doch mehr als notwendig „Tempo“, „Betrieb“, „Organisation“ — mehr als recht das allzu „Korische“ und „Smarte“ betont. Mag im Wirtschaftskampf heute die Härte, das Zupacken, das „Auge um Auge — Zahn um Zahn“ notwendig sein, im kleinen Alltag, im Verkehr von Mensch zu Mensch brauchen wir nicht ein Uebermaß von „Schneid“ entwickeln, nicht noch besonders spitze Sporen an die Ellenbogen tun. Energie ist recht. Aber Energieproblematik ist zu viel. Es besteht bei vielen eine wahre Sucht zu zeigen: Man ist da!

Und das nicht nur in Dingen, bei denen „Korischeit“, Härte und Energie notwendig sind, sondern gerade bei kleinen und kleinsten Begegnungen, in Tagen, wo ein lächelndes Nachgeben, Einsehen, Verzicht im Augenblick eine freie und heitere Atmosphäre schafft würde, niemand zum Schaden, jedem zur Freude.

Da ist Mater auf Huber „geladen“, Müller glaubt von Schmidt in seinen Rechten verletzt worden zu sein, Schulze lebt mit Lehmann im Krieg — eine kleine Vertimmung dauf ein Wort, ein Mißverständnis zur gewaltigen Angelegenheit auf, aus einem Spähenredeln wird eine Tragödie.

Es ist etwa eine kleine Anstichschlange vor dem Schalter. Herr Energisch I glaubt Anspruch auf einen Platz vor Herrn Energisch II zu haben. Zeitunterchied in der Abfertigungsmöglichkeit vielleicht eine halbe Minute. Da-

für aber fünf Minuten Krach, Drohung, Beschimpfung, sornrote Köpfe, geschwellte Adern. Hin nach Schulmann, Polizei — Prozeßgepenker am Horizont... Alles Un- gute, was sich Menschen sagen können, wird ausgepackt, und die Herren Energisch I und II gießen sich ganze Ribbel von Unfist über die Köpfe. Schließlich bleibt Herr Energisch I „Sieger“. Aber noch nach drei Stunden hat er Herzklopfen vor Aerger und Aufregung.

Oder zwischen Frau Energisch III und Frau Energisch IV entfehlt ein lebenslanger Krieg wegen eines verschobenen Waschtages, wegen eines zu laut geklopften Teppichs, wegen eines Schubstuhlfreiers. „Der hat ichs aber gefagt!“ „Die soll nur nicht glauben...“ „Da kommt sie bei mir grad an die Rechte...“

Um einen Platz im Eisenbahnabteil entbrennt wegen des Zustammensandpunktes ein hundenlanger Kampf, der nach der Reife in einen Prozeß wegen wörtlicher und tätlicher Beleidigung mündet. 100 Plätze waren frei gewesen! Aber nein! Grad extra will ich sehen, wer hier recht hat!

Nur keine Kompromisse mit dem Dasein, und wenn uns darüber der Schlag treffen sollte! Es gibt eine Energie, die sehr verwandt mit Borniertheit ist: „Energie“, an Dinge verschwendet, die gültig und still im Handumdrehen beigelegt sind, bei denen man unbeschadet seiner Ueberzeugung nachgeben kann.

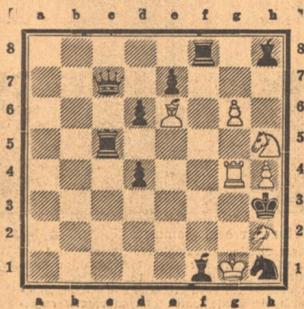
Wo mancher mit der Faust auf den Tisch schlägt, würde ein leises Lächeln manchmal den gleichen Erfolg erzielen — wahrscheinlich aber einen viel größeren. Werdet unenergisch, ihr allzu Energischen.



# Badisches Schach

Folge 7 — 17. Februar 1935

Problem Nr. 6  
D. N e m o, Wien  
(Wiener Schachzeitung 1935)



Matt in 3 Zügen

Die leitende Idee fehlte in dem Damengambit  
Weiß: Barntedel. Schwarz: Hug.  
Gespielt in der 7. Runde der Klubmeisterschaft im  
Schachklub „Möbel“

- |                    |                        |
|--------------------|------------------------|
| 1. d2-d4 e5-f6     | 13. a2-a3 d5:e3?       |
| 2. c2-c4 d7-d5 1?) | 14. f2:e3 e4-e7        |
| 3. c4:d5 f8:d5     | 15. d2-f2 f8-g6        |
| 4. e2-e4?) e5-e6?  | 16. h2-h4 e7-h4?       |
| 5. e4-f3 e7-e6?)   | 17. f8-h4 e6:d4        |
| 6. e1-c3 f8-h4     | 18. d2:f7+ g8-h8       |
| 7. e1-c3 c7-c6     | 19. e4-g5! e4-f5       |
| 8. f1-d3 e8-d7     | 20. d7-f5 h8-g8?)      |
| 9. 0-0 0-0         | 21. f1-f5! e6-f5       |
| 10. d1-e2 f8-e8    | 22. e8-c4+?) e8-e6     |
| 11. e4-e5! e7-f8   | 23. d5:h7+ und Matt in |
| 12. e3-e4! e6-d5   | 4 Zügen.               |

Numerangaben:

\*) Von Morshall 1926 in Baden-Baden in die Turnierpraxis eingeführt. Der Zug ist nicht so schön, wie er auf den ersten Blick erscheint.

\*) Matt empfiehlt hier g2-g3 nebst Kg2, da der sofortige Vorstoß des e-Bauern bei bestem Gegenpiel zu keinem greifbaren Resultat führt.

\*) Der Springer mußte nach f6 zurück, um das Feld e4 unter Kontrolle zu behalten; den Textzug wählte der Schwarze offenbar, um nicht durch e4-e5 gezwungen zu werden. Dieser Vorstoß war aber gar nicht zu befürchten, da ja dann das Feld d5 für den Springer frei wird.

\*) Hier kam Kg4 sehr in Frage; nach dem schablonenhaften Textzug, der den schwarzen Damenläufer einsperrt, erlangt Weiß bequem das bessere Spiel.

\*) Sehr entgegenkommend gespielt! Weiß nimmt natürlich mit dem f-Bauern und erlangt auf der offenen f-Linie einen vernichtenden Angriff.

\*) Die weißen Figuren sind glänzend ins Gefecht gebracht worden; Schwarz spielt nur noch die Rolle eines Zuschauers.

\*) Es gibt keine Rettung mehr.

\*) Die letzte Schachfigur wird hinweggefegt.

\*) Kürzer war sofort d5-f7+, Kf3 23. d5-f7 usw.

Für Lernende

Bei der Analyse einer Partie des Winterturniers des Durlacher Schachklubs kam es zu folgendem interessantem Bauernendspiel. In der Stellung: (Weiß) Kf3, Ba4, c4, d5; (Schwarz) Kg7, Bb7, c7, f7, h5 glaubte Schwarz unbedingt auf Gewinn spielen zu müssen, hatte er doch einen gesunden Mehrbauern! Er zog zunächst 1. ... b6?? Nach 2. c5! sah er aber sofort ein, daß jetzt Weiß einen unhaltbaren Freibauern bekommt, und versuchte nunmehr 1. ... Kf6 2. c5!! Kf5?? (Zum Remis führt nur Kc7?) 3. d6!, cxd 4. c6!!, bxc 5. a5 und der a-Bauer ist nicht mehr zu halten, da dem schwarzen König die eigenen Bauern den Weg versperren. Ein interessanter Beitrag zu dem Kapitel „Bauerndurchbrüche“.

Aus der Schachwelt

Im Berliner Turnier teilten Bogoljubow und Richter mit je 6 1/2 Punkten den 1.-2. Preis vor Sämisch und Hellstäm mit je 6 und 5 1/2 Punkten.

In Moskau beginnt am 15. Februar ein großes internationales Turnier. Teilnehmer aus dem Ausland: Capablanca, Flohr, Em. Lasker, Lillienthal, Pirc, Stahlberg und Spielmann. Die Russen stellen natürlich eine sehr starke Vertretung, u. a.: Botwinnik, Romanowski, Löwenfisch, Radtschikow und Alatorow.

Nachtrag zu den Lösungen:

A. Walter, 1, 2 und 8; II. Speidel, Malsch 1, 2 und 8. Zuschriften an: Nob. Mus, Durlach, Gröninger Str. 16.

## Was mancher nicht weiß

Die gewaltigste Quelle der Welt ist der Jordansee bei 2 in Bad Deynhausen, der jährlich zirka 9 Millionen Liter Wasser liefert.

Das Ambraparfum liefert der Walfisch. Einem einzigen Walfisch kann für 50 000 Mark Ambraparfum eine wachartige Masse, entnommen werden.

Der berühmte Astronom Tycho der Brahe trug eine goldene Nase, die er sich im Gesicht festklebte. Seine eigene Nase hatte er in einem Duell verloren.

Der Bifonachse war früher das größte Sägetier in Europa. Er wurde zwei Meter hoch und vier Meter lang und wog über 1000 Kilogramm.

Den Seeweg nach Indien hat nicht Vasco de Gama im Jahre 1497 entdeckt, sondern die Entdecker waren die

Ägypter, die schon 800 Jahre vor Christi mit ihren Schiffen in Indien gewesen sind, wie Herodot berichtet. Eine solche Reise dauerte drei Jahre.

Der Sultan Oman Moulay von Marokko, der im Jahre 1727 starb, hinterließ 2010 Frauen und 927 Kinder.

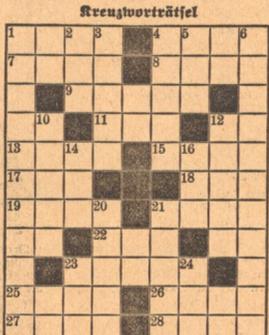
Die Goldproduktion der Erde beträgt jährlich rund 1000 Millionen Mark.

Den Türken gilt der Freitag als Ruhetag.

Eine ausgewachsene Auster legt über neun Millionen Eier ab, von denen die meisten allerdings von Fischen und anderen Wasserbewohnern gefressen werden.

Kurzschriften nach Art der Stenographie waren schon im Altertum bekannt.

# Reißwörterbuch



**Kreuzworträtsel**

Bedeutung der einzelnen Wörter  
a) von links nach rechts: 1 Stadt in Skizze, 4 Pflanzenteil, 7 französischer Komponist, 8 weiblicher Vornamen, 9 italienische Stadt, 11 süße Speise, 13 Nachkomme, 16 Teil der Oper, 17 fremdländischer Ausdruck, 18 Baumteil, 19 Fluß in Ostpreußen, 21 Stadt in Italien, 22 vorberastaltliche Gottheit, 23 Flußmündungsform, 25 Faserpflanze, 26 biblische Männergestalt, 27 Nebenfluß der Dniepr, 28 Zweig;  
b) von oben nach unten: 1 Halbbelshin, 2 Beiz, 3 deutsche Hafenstadt, 4 mittelalterlicher Städtebund, 5 alkoholisches Getränk, 6 Anziehungskraft, 10 Stadt im Rheinland, 12 Verzeichnis, 14 nordische Göttin, 16 abessinischer Titel, 20 flaches Land, 21 Lebensabschnitt, 23 Tonstufe, 24 nordische Gottheit.

- |                         |                       |
|-------------------------|-----------------------|
| 1. Baum                 | — feines Gewebe       |
| 2. Teil des Vogelfleids | — Baum vom Libanon    |
| 3. Pflanzenteil         | — tierische Masse     |
| 4. Schutzvorrichtung    | — Hausier             |
| 5. altes Gewicht        | — Land in Afrika      |
| 6. Himmelskörper        | — Gefäß               |
| 7. Gefäß                | — Rabelbaum           |
| 8. Fangvorrichtung      | — Himmelsbewohner     |
| 9. Abgesandter          | — Musketier           |
| 10. edles Getränk       | — qualvoller Zustand  |
| 11. Kirchenfest         | — Blumen              |
| 12. Gewässer            | — Raubvogel           |
| 13. niedere Tierart     | — hohes Bauwerk       |
| 14. das Drückende,      | — weiblicher Vornamen |
| 15. Stückland           | — Baum                |



„Ach, da kommt ja schon der Fuhrmann Willem, dem werde ich gleich seinen Schoppen bringen!“

### Auflösungen:

Bilderrätsel: Auf Regen folgt Sonnenschein.  
Dachworträtsel: Die gekaufte Herde bestand aus einunddreißig Schaf. Das erste Schaf schlachtete der Metzger 22 Tiere, das zweite Mat 16, das dritte Mat 8 und das letzte Mat 4 Tiere.  
Kreuzworträtsel: a) 1 Karlsruher, 7 Penzel, 8 Neb, 10 Rm, 11 Ants, 13 Jna, 14 Sonne, 17 El, 18 Dis, 19 Ar, 20 Gofem, 22 Eem, 23 Leni, 25 Mat, 27 Lat, 28 Urjula, 29 Ragesburg; — b) 1 Karamel, 2 Ahen, 3 Eer, 4 Udine, 5 Hela, 6 Elm, 9 His, 12 Sodem, 13 Julel, 15 Hll, 16 Freitag, 20 Gelft, 21 Met, 22 Sara, 24 Rarr, 25 Mar, 28 We.  
Silberwörter: 1 Danzja, 2 Anteresse, 3 Embhorion, 4 Rätland, 5 Untersberg, 6 Galeere, 7 Gelauf, 8 Ralfau, 9 Drapeire, 10 Rodek, 11 Müllrizer, 12 Substitut, 13 Sumparow, 14 Bioline, 15 Dfister, 16 Rildierd, 17 Jalouste, 18 Utenilien.  
„Die Jugend muß von Jugend geführt werden!“ (Adolf Hitler.)



Er: „Es ist mir ziemlich dunkel, wie ich alle die Rechnungen bezahlen soll.“  
Sie: „Schön — aber es wird bald ganz dunkel sein, wenn du nicht wenigstens diese hier bezahlst — es ist die Gasrechnung.“

## Lustiges Allerlei

### Der neue Trick

Von F. M. Howard

Ich weiß nicht, ob Sie schon von dem neuen Streichholztrick gehört haben. Sie fangen es folgendermaßen an. Sie fagen zu einigen Freunden, mit denen Sie zusammen sind: „Ich weiß einen famosen neuen Trick mit Streichhölzern. Ich werde an jeden von euch vier Streichhölzer aussteilen, und der erste, der die Wahrheit spricht, sobald ich angefangen habe, zahlt eine Runde.“

Sie beginnen, die Hölzer aussteilen. Sie legen vier Hölzer vor den ersten, vier Hölzer vor den zweiten, aber dem dritten teilen Sie fünf zu. Sie können hunderte gegen eins wetten, daß der Mann, der fünf Hölzer bekommen hat, argwöhnisch ausruft: „Sie haben mir fünf gegeben!“

Und dann fagen Sie einfach: „Stimmt! Sie haben die Wahrheit gesprochen! Sie zahlen!“

An dem Abend, an dem ich den nie verlagenden Schwindel an mir selbst erfuhr, beehrte ich mich, ihn sogleich wieder an den Mann zu bringen. Thorpe fiel mir als erster darauf herein. Er ist einer jener genauen, peinlich korrekten Burtschen, denen man nichts vormachen kann. Und ich hatte ihm kaum die fünf Hölzer hingelegt, als er vorwurfsvoll bemerkte: „Sie haben mir fünf gegeben!“

Genau das gleiche sagte Bryce, als Thorpe und ich ihn in den neuen Trick einweihten. Dann aber kam Ellison herein und wir stehen einander vor Freude an. Ellison ist einer jener Menschen, die immer ein Anzahl von Scherziggarten und explodierenden Zigaretten und Vananen aus Seife mit sich herumtragen.  
Wir fagten, wir könnten ihm einen neuen Trick mit Streichhölzern zeigen. Er entgegnete wir mühten zuvor den wirklich entzündenden Duft der Nelke in seinem Knopfloch riechen. Wir taten dies und erklärten den Einfall. Niespulver darin zu verbergen, ungewöhnlich originell und witzig. Dann hatten wir ihn endlich so weit, ihn unsern Trick zeigen zu dürfen.  
Er fuhr sichtlich in die Höhe, als ich die fünf Streichhölzer vor ihn hinglegte. Seine Lippen öffneten sich, aber er sagte nichts. Er hatte das Aussehen eines Mannes, der sehr, sehr vorsichtig ist, weil er nicht ganz sicher ist, unter was für Rentern er sich befindet.  
„Nun haben wir alle vier bekommen, nicht wahr?“ fragte ich.

Ellisons Blide flatterten über seine fünf Hölzer, aber er schwieg.

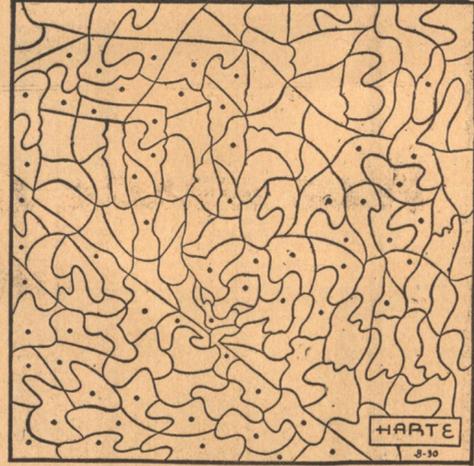
„Hat jemand weniger als vier bekommen?“ fragte ich, bereits ein wenig verärgert.

Ellison grinste veranügt zu mir auf, aber er schwieg noch immer.

Ich fragte ihn jetzt direkt: „Haben Sie genau vier bekommen?“

Er lächelte höchst provozierend. Mir ging ein Licht auf. Empört sagte ich: „Ach so — Sie kennen den Trick schon!“

Und jetzt antwortete er sofort. Er sagte: „Stimmt! Sie haben die Wahrheit gesagt. Sie zahlen!“



Unser Aufschwärtzspiel zeigt diesmal ein kleines Alltagsbild.

### Lautschrästel

Man suche 14 Wörter von der unter a angegebenen Bedeutung. Von jedem Wort ist dann durch Umtausch des Anfangsbuchstabens ein anderes Hauptwort zu bilden von der Bedeutung unter b. Die Anfangsbuchstaben der Wörter unter b bezeichnen im Zusammenhang ein beliebiges Wintervergnügen.

### Gut gefast

„Weshalb haben Sie eigentlich nicht gefastet, Herr Amtsgenosse?“

„Es geht mir eben wie dem Laubwaid.“

„Inwiefern?“

„In meinem Lebensfrühling war ich den Damen zu grün; im Lebenssommer erschien ich ihnen zu fahl; im Herbst meines Lebens machte ich es zu bunt, und jetzt in meinem Lebenswinter na ja, da bin ich ihnen zu fahl.“

### Gespräch im Vorzimmer

„Bedauere, der Herr Baron ist nicht zu sprechen.“

„Ach was, sprechen werde schon ich selbst.“

„Aber ich kann bloß wiederholen: Er empfängt heute nicht.“

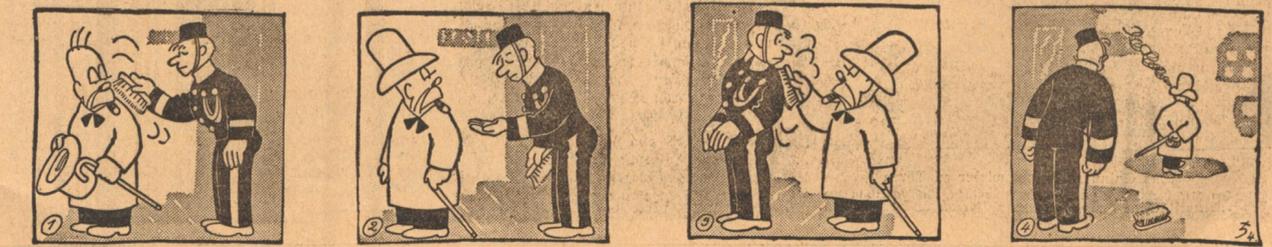
„Das braucht er nicht. Vielmehr möchte ich empfangen. Säuuen Sie, Herr Kammerdiener, ich komme schon so oft her. Nun treffe ich ihn einmal zu Hause an. Endlich wäre Gelegenheit, daß ich zu meinem Gelde käme.“

„Gelegenheit nennen Sie das? Sie kommen eher ungeladen, sage ich Ihnen.“

„Ja wieso denn?“

„Sehr einfach. Der Herr Baron ist ja gerade deshalb zu Hause, weil er kein Geld hat.“

## Adamson ist höflich



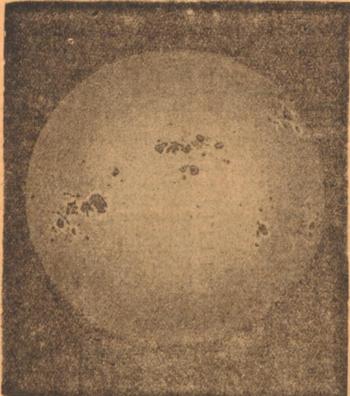
# Bilder der WOCHE



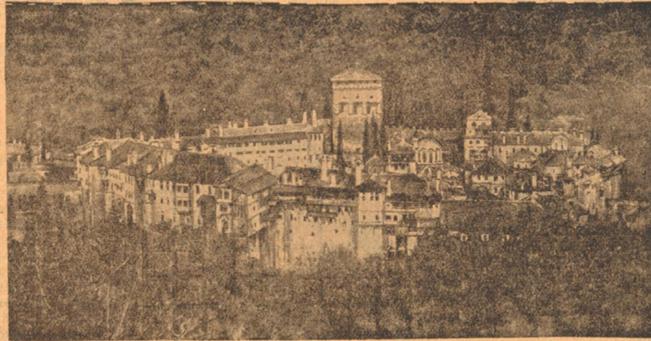
**Görings Staatsbesuch in Bremen**  
Der Ministerpräsident trägt sich in das goldene Buch der Hansestadt ein. Rechts Reichsstatthalter Höber, links Bürgermeister Heider.



**Schloß Sigmaringen unter dem Hammer**  
Auf Schloß Sigmaringen in Schlesien, dem Lieblingsaufenthalt des letzten Königs von Polen, sind die zahlreichen wertvollen Kunstgegenstände und das Mobiliar nunmehr zur Versteigerung gelangt. Kunstkenner aus allen Zeiten der Welt hatten sich in so großer Zahl eingefunden, daß der große Saal vorübergehend vorzeitig geschlossen werden mußte. Das Interesse und auch die Preise waren dementsprechend außergewöhnlich.



**Zu der Entdeckung neuer Sonnenflecken**  
Auf der Treptower Sternwarte bei Berlin wurden überraschend neue Sonnenflecken mit dem gewaltigen Durchmesser von 70 000 Kilometer entdeckt. Wir zeigen heute eine Aufnahme der Sonne mit ihren Flecken, die regelmäßig in periodischen Abständen auftreten. Obwohl man sich über die Natur der Sonnenflecken noch nicht völlig im klaren ist, so sieht doch fest, daß von ihnen gewaltige elektromagnetische Wirkungen ausgehen, die auch das irdische Leben in hohem Maße beeinflussen.



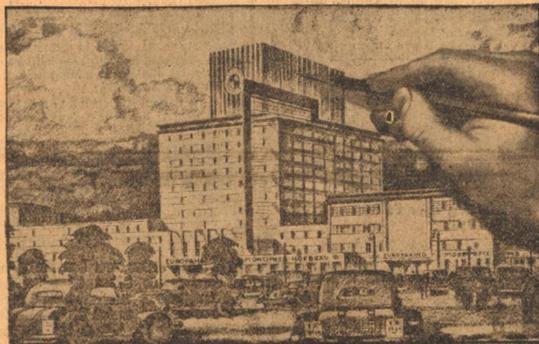
**Auflösung der Mönchsrepublik Rhé**  
Die berühmte Mönchsrepublik auf dem griechischen Berge Rhé, in der früher bis zu 15 000 Mönche unter einer gewissen Selbstverwaltung lebten, soll nunmehr von der griechischen Regierung aufgelöst werden. In den Bildern auf dem Berge Rhé, von denen eins unser Bild zeigt, haufen heute kaum noch 2500 Mönche.



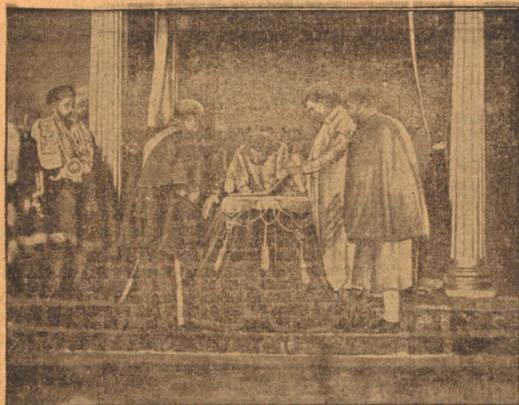
**Frédéric Chopin**  
der berühmte polnische Komponist, dessen Geburtstag sich am 22. Februar zum 125. Male jährt.



**Prof. Adolf Donndorf**  
Am 16. Februar jährt sich der Geburtstag des berühmten Physikers Prof. Adolf Donndorf zum 100. Male. Von seiner Hand stammen zahlreiche Zeichnungen in den verschiedensten deutschen Städten, so vor allem das große Lutherdenkmal in Eisenach und eine schöne Brunnenanlage in Weimar.



**Die Reichshauptstadt erhält einen Wolkenkratzer**  
Das bekannte Europahaus in Berlin soll neue Aufbauten erhalten, die eine Höhe von insgesamt 100 Meter erreichen werden. In a wird das Haus eine Atrienhalle von 16 Meter Höhe erhalten, die gleichzeitig auch nachts den Flugzeugen als Richtungsweiser dienen werden. Unser Bild zeigt den Entwurf zu dem neuen Wolkenkratzer.



**Zum italienisch-abyssinischen Konflikt**  
Die Mobilisierung zweier Divisionen in Italien haben die Gefahr eines italienisch-abyssinischen Krieges in unmittelbare Nähe gerückt. Damit rücken sich auch die Mäde erneut auf das von manchen Geheimnissen umgebene Kaiserreich Abessinien, dem letzten unabhängigen Staat auf afrikanischem Boden. Unser Bild zeigt Kaiser Haile Selassie von Abessinien während der Unterzeichnung eines Vertrags.

**1928 bald erreicht!**  
In den beiden Jahren nationalsozialistischer Regierung zeigt die Industrieproduktion eine unaufhörliche Aufwärtsentwicklung. Im abgelaufenen Jahr erreichte der Produktionsindex die Zahl von 85,2, gemessen an dem Jahr der Hochkonjunktur 1928, das also bald eingeholt werden dürfte. Bei dieser Entwicklung ist endlich einer zur Zerreißung gebrachten, dem früher niemand eine Kränze nachsagt, der Weltmarkt. Im abgelaufenen Jahr wurden nur 3600 Konkurse im Vergleichsverfahren gezählt gegenüber 22 300 im Jahre 1931.



**Elefanten sammeln für das Winterhilfswerk**  
Eine originelle Winterhilfsammlung führten die Künstler des Schumanntheaters zu Frankfurt am Main durch. Sie nahmen mit den beiden zum Variété gehörenden Elefanten Aufstellung. Die Sammlung hatte großen Erfolg.



**Das Spinnrad kommt wieder zu Ehren**  
Im Berliner Schloß wurde diese Spinnhube eingerichtet in der erwerbsbedürftige Frauen und Mädchen für die Wollehandspinnerei geschult werden.



**Deutsche Jugend zeigt ihr Können**  
Schornsteinfestsetzungen bewiesen im Rahmen des Berufswettbewerbs ihre Geschicklichkeit in der „schwarzen Kunst“ vor der Prüfungskommission.